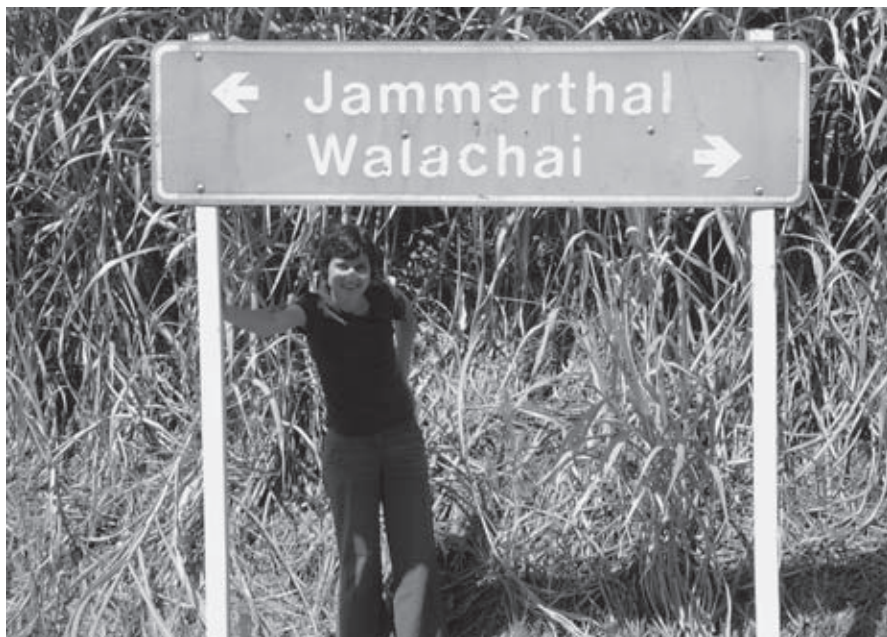


aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Brasilien

vom 08. Februar bis 09. Mai 2006

**„Zwischen Gitarre und Mandoline  
tut mein Herz schwanken“  
– deutsch-brasilianische Migrantengeschichten**

Von Jutta Wasserrab

Brasilien, vom 08. Februar bis 09. Mai 2006



# Inhalt

1. Zur Person	402
2. Sieben Seiten Vergangenheit	402
3. In „Pommern“ sterben die Leut	402
4. Im Weg	403
5. Mit Gulasch ins Wirtschaftswunder	404
6. Pannonien liegt in Südbrasilien	405
7. Böhmishe Dörfer	406
8. „So denk ich an Dich!“	407
9. Um zehn Grad	409
10. „Ick mut uppasse!“	411
11. Meine Erben sollt ihr sein	413
12. Stück für Stück enterbt	414
13. Mähr vom leeren Land	415
14. „De hatte ja keen Wert mehr“	416
15. Sprachlos	418
16. Mathe, Sachkunde, Hunsrückisch	420
17. Erinnerung auf Tellern und in Krepppapier	421
18. Trotz 8.700 Hektar landlos	423
19. Der Doktor schaut jetzt öfter vorbei	424

20. Vermischen, der Gesundheit zuliebe	426
21. „Halbschwarze und so etwas“	429
22. Landlos in Österreich	430
23. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder...	431
24. Mutter stirbt auf Seite drei	433
25. Warten auf die Deutschländer	435
26. Danke	435

## **1. Zur Person**

Jutta Wasserrab, geboren wahlweise im deutschen Sommer oder brasilianischen Winter 1972, studierte Regionalwissenschaften Lateinamerika. In Brasilien war sie schon oft. Den Süden hat sie aus Angst vor Deutschümelei lange gemieden. Jetzt war sie dort und hat sich vom sympathischen Durcheinander überzeugen lassen. Als Freie arbeitet sie für die Deutsche Welle und andere Medien. Sie lebt in Köln, liebäugelt mit Berlin und ist ein Deutschländer. Mit einer Schwäche für Bockwürste oder fürs Vaterland hat dies allerdings nichts zu tun.

## **2. Sieben Seiten Vergangenheit**

In Diva Hillebrands Puzzle fehlen viele Teile. Genau genommen hat sie nur sieben Briefe, einen Auszug aus dem Kirchenbuch und eine Meldebescheinigung ihres Ururgroßvaters, außerdem zwei DIN-A6-Seiten mit ein paar Bleistiftnotizen ihres Urgroßvaters. Zusammengenommen ist das nicht viel, um eine abhanden gekommene Familie zu finden. Großmutter Maria Lütke, geborene Jahnelt, hätte vielleicht Puzzleteile einfügen können, aber als sie noch lebte, war für Diva die Zukunft wichtiger als die Vergangenheit. Jetzt ist Diva 59, sie hat geheiratet, die elterliche Wohnung verlassen, ihren Hugo großgezogen und den kleinen Bauernhof an ihn abgegeben. Sie hat in die Zukunft gelebt, jetzt will sie die Vergangenheit verstehen, aber nun scheint es dafür fast zu spät. Großmutter ist tot. Sie liegt auf dem Friedhof rechts hinter dem kleinen Hügel, der das Dorf Linha Imperial im südbrasilianischen Staat Rio Grande do Sul vom Nachbardorf Nove Colônias abgrenzt. Maria Lütkes Grab liegt keine fünf Minuten von Divas Haus entfernt. Die erdige Straße, die vor der eisernen Gartentür der Enkelin vorbeiläuft, führt über den Hügel direkt zum Friedhof.

## **3. In „Pommern“ sterben die Leut**

„Wenn nach zwei Wochen die Familie zu Besuch kam“, sagt Lindolfo Runge, „war der Patient oft schon tot und unter die Erde gebracht.“ Regelmäßig sei das vorgekommen, erst seit zwanzig, dreißig Jahren habe sich daran etwas geändert. Genau genommen änderte sich etwas, nachdem die evangelische Kirche 1981 die Martin-Luther-Herberge gegründet hatte in Vitória, der Hauptstadt Espírito Santos. Der 29-jährige Sozialhelfer Lindolfo Runge holt die Patienten am Busbahnhof ab, wenn sie völlig orientie-

rungslos in der Stadt mit ihren 300.000 Einwohnern ankommen. Er fährt sie zum Arzt oder verhandelt mit der Verwaltung der Krebsklinik Santa Rita, sowie es darum geht, schnellstmöglich einen Behandlungstermin zu ergattern. Und Lindolfo Runge informiert die Verwandten – seitdem sterben die pommerschen Bauern aus dem Hinterland nicht mehr allein.

Helmut Eggert ist seit zwei Nächten in der Herberge. Die 81 Kilometer zwischen Baixo Guandu im westlichen Espírito Santo und der Landeshauptstadt Vitória hat er alleine mit dem Bus zurückgelegt. Er trägt eine grob gewebte Wollhose, die für die tropischen Temperaturen eigentlich viel zu heiß ist. In einem der dunklen Herbergszimmer hat er auf eines der Stockbetten seine blaue Tasche gestellt. Sie ist schon seit Stunden gepackt. Den Reißverschluss hat Helmut noch offen gelassen, oben durch die Taschenöffnung lugt ein helles Handtuch. Dreizehn Jahre war Helmut Eggert gesund. Ende letzten Jahres entdeckte er eines Morgens einen kleinen verfärbten Punkt, dicht am inneren Winkel seines linken Auges. Vor zwei Monaten wuchs der kleine Fleck zur großen, offenen Wunde aus. Der Krebs hat ihm mittlerweile den Augapfel zerfressen, das untere Augenlid ist nach außen geklappt. Auf dem linken Auge ist Helmut blind. Seit zwei Monaten kommt der 66-Jährige kaum noch aus dem Bett. Die Sonne brennt, der Wind treibt ihm den Staub in die entzündete Wunde. Immer wieder nimmt der hagere Mann sein Stofftaschentuch, das er zweimal über die Ecke gelegt hat, schiebt mit dem Zeigefinger-Rücken seine Brille leicht nach oben und tupft mit der anderen Hand am unteren Lidrand vorsichtig Wundwasser und Eiter ab. In einer Stunde wird er seine Tasche nehmen und ins Krankenhaus gehen – kurz darauf auf dem OP-Tisch liegen. In der Spezialklinik für Krebspatienten werden die Ärzte versuchen, das Beste aus seinem Auge zu machen.

#### 4. Im Weg

Er hat den Schuss nicht gehört, der dumpfe Schlag im Rücken traf ihn deshalb ohne Vorwarnung. Danach haben sie Domingos Guimarães' Widerstand fürs Erste gebrochen. Er hat sein Häuschen und seine Felder verlassen, die zu den Weiden mit dem klingenden Namen „Paiol de Telha“ gehörten. Er ging weg aus Guarapuava im südbrasilianischen Paraná und zog nach São Paulo. Seit 31 Jahren steckt das Projektil in seiner Wirbelsäule fest. Am 26. Oktober 1999 hat Domingos Guimarães es zum ersten Mal nicht nur spüren, sondern auch sehen können. Als der Arzt ihm das Röntgenbild zeigt, kann er die Kapsel eindeutig erkennen. Seitdem hat er die Gewissheit, dass sie auf ihn geschossen haben. 24 Jahre erträgt er die Schmerzen in seinem Rücken und seinen Armen, geht nicht zum Arzt. Welchen Schluss hätte ein

Arzt auch ziehen sollen, wenn ein Schwarzer mit einer Kugel im Rücken zu ihm gekommen wäre? „Meine Frau hat mich gerettet“, sagt Domingos Guimarães und dreht verlegen seine weiße Schildkappe zwischen seinen hageren Händen, „wäre ich zum Arzt gegangen, hätte der das sofort dem Polizeikommissar gemeldet, und vor dem hatten wir doch eine Heidenangst.“ Wer hätte ihm, Domingos, Nachkomme befreiter Negerklaven, seine Geschichte abgekauft, wie sie sich damals im Jahr 1975 zugetragen hat? Man hätte nicht ihm, sondern dem Polizeikommissar geglaubt, der angeblich mit den eingewanderten Donauschwaben paktiert, die Anfang Juni 1951 nach Brasilien kamen und sich in Entre Rios niederließen, eine halbe Autostunde von den Weiden der „Paio de Telha“ entfernt.

## 5. Mit Gulasch ins Wirtschaftswunder

„Als die ersten Donauschwaben hierher kamen, gab es kein Wasser. Viele Kinder sind deshalb gestorben, fast jeder von uns hat ein bis zwei Todesfälle in seiner Familie.“ Lore Schneiders spricht Hochdeutsch, wenn man sie auffordert, wechselt sie aber ohne Schwierigkeiten ins Donauschwäbische und sagt dann Dinge wie: „Am Ofang war's stark schwer, awer sie händ sich fescht voagnumma, nimma fot s'gea, wenn sie in a Land kumma, wo Frieda is.“ Sie ist die Chefin der Kulturstiftung der Donauschwaben in Entre Rios, 45 Jahre alt, Kind der ersten Einwanderer-Generation. Die Stiftung gehört der Landwirtschafts-Kooperative der Donauschwaben, der „Cooperativa Agrária Mista Entre Rios Ltda.“. Ihr gehört so gut wie alles in der Region: der Radiosender, das Immigrantent-Museum, die guten Privatschulen, die industrielle Getreidemühle, die zweitgrößte Mälzerei des Landes, eine Pflanzenöl- und Futtermittel-Fabrik, eine Blumen- und Samenzucht sowie viel Land. 2.400 Hektar Wald und 160.000 Hektar Ackerland hat die Kooperative für ihre aktiven Mitglieder zusammengekauft. Der Parkplatz vor dem Verwaltungsgebäude der Kooperative steht voll mit modernen Geländewagen, schicken Limousinen und wendigen Stadtautos. Keines dieser Autos ist ernsthaft in die Jahre gekommen. Es ist ein kleines „deutsches“ Wirtschaftswunder, das sich da im nördlichsten Staat Südbrasilien die letzten 55 Jahre abgespielt hat.

Vom Juni 1951 bis zum darauf folgenden Februar landeten sieben Schiffe mit Donauschwaben in der Hafenstadt Santos im Bundesstaat São Paulo an. In mehreren Fuhren verstauten 2.500 Menschen ihr Gepäck in 42 Zugwagons, um es jedes Mal im kleinen Nest Góes Artigas in Paraná wieder auszuladen, denn dort endete die Gleisstrecke. 3.643 Kisten sollen es gewesen sein, 751 Fahrräder, 11 Motorräder und drei Traktoren. Von Góes Artigas

aus brachten Lastwagen die Habseligkeiten der Donauschwaben zum Ziel Entre Rios. Und während in den Dörfern rings um Entre Rios Reis und Bohnen auf den Mittagstisch kamen, aßen die Donauschwaben vor allem Kartoffeln, Gulasch und Brot. Kaum eine deutsche Einwanderergruppe war so erfolgreich wie die 500 donauschwäbischen Familien. Vielleicht lag dies daran, dass sie ihre Lehrjahre schon hinter sich hatten, denn sie kamen erst über einen Umweg nach Brasilien. Vor zwei- bis dreihundert Jahren waren sie schon einmal ausgewandert und hatten schon einmal ganz von vorn begonnen.

## 6. Pannonien liegt in Südbrasilien

1683 auf dem Kahlenberg: Österreich wehrt die Türken vor Wien ab. In den anschließenden Befreiungskriegen drängen sie die Türken aus dem Pannonischen Tiefland, dort wo der Unterlauf der Theiß auf den Mittellauf der Donau trifft. Zum Schutz gegen die Türken siedeln die habsburgischen Kaiser in Pannonien in den nächsten einhundert Jahren 150.000 Menschen an. Sie kommen aus dem Elsaß, Lothringen, der Pfalz, dem Saarland, dem heutigen Baden-Württemberg und Bayern, aber es sind auch Holländer und Franzosen unter ihnen. Lore Schneiders' Vorfahren sind auch dabei. Aus welcher Ecke Deutschlands ihre Familie gekommen ist, weiß sie nicht. Den Menschen in Pannonien muss es ähnlich gegangen sein: Sie nennen alle Siedler der Einfachheit halber „Schwaben“, obwohl nur wenige echte Schwaben in Ulm oder Kehlheim einschiffen, um von dort über Wien in die Tiefebene am mittleren Donaustrom zu kommen. Im heutigen Ungarn, Ex-Jugoslawien und Rumänien sollen sie ein neues Reich gründen, nicht mit dem Schwert, sondern mit Spaten und Pflug. Und wenn man einem englischen Geographen aus dem 19. Jahrhundert glauben darf, dann machten die Donauschwaben aus ihrer neuen Heimat „die Kornkammer nicht allein Ungarns, sondern des österreichischen Kaiserreiches“.

Womit wir schon fast wieder in Brasilien wären. Denn Anfang des 19. Jahrhunderts dürfte sich Dona Leopoldina, die Gemahlin des brasilianischen Kaisers Dom Pedro, daran erinnern haben, dass die habsburgische Kaiserin Maria Theresia aus Österreich Landstriche entlang der Donau besiedelt hatte, um die feindlichen Türken zu stoppen. Kaiserin Leopoldina, selbst aus dem Hause Habsburg, kämpfte in Südbrasilien mit ähnlichen Grenzkonflikten wie ihre mächtige Vorfahrin aus Österreich. Leopoldinas Türken sind die Bewohner Argentiniens und des heutigen Uruguays. Ständig dringen sie in Gebiete vor, die Brasilien für sich beansprucht. Dom Pedro hat sich gerade erst von Portugal unabhängig erklärt, als er schließlich die ersten



Einwanderer aus Deutschland anwirbt. Die Mission ist klar: Sie sollen im Süden Brasiliens die Grenzen stabilisieren - mit Spaten und Pflug.

Am 17. Juli kommen die ersten 39 Immigranten aus Deutschland in Porto Alegre an, der Hauptstadt des südlichsten Bundesstaates Rio Grande do Sul. Der Militärdienst in Deutschland dauert drei Jahre, die Steuerlast ist erdrückend, viele Familien besitzen nicht einmal fünf Hektar Land, immer wieder kommt es zu Missernten und Hungersnöten. Es gibt genügend Gründe, um ein neues Leben in einem unbekanntem Land zu beginnen. Von Porto Alegre aus schippern die Ankömmlinge mit einem Frachtschiff den Rio Sinos flussaufwärts und fahren dann mit Ochsenkarren weiter zu einer stillgelegten Flachs-Hanffabrik des brasilianischen Kaisers, der „Real Feitoria do Linho Cãnhamo“. Am 25. Juli 1824 kommen sie dort an. Mit diesem Datum beginnt offiziell die deutsche Einwanderung in Brasilien, knapp 130 Jahre bevor die Donauschwaben von Ex-Jugoslawien über Österreich nach Brasilien kommen.

Heute ist von der königlichen Flachs-Hanffabrik nichts mehr übrig. Aus dem ursprünglichen Siedlungskern entwickelte sich eine Stadt mit 200.000 Einwohnern: São Leopoldo. „Trensurb“, eine moderne Vorstadtbahn, verbindet sie mit der Bundeshauptstadt Porto Alegre. 41 Minuten braucht die Bahn für die Strecke zwischen den beiden Städten. Die Nähe zu Porto Alegre hat die Stadt schnell wachsen lassen. Es ist kaum mehr zu spüren, dass die deutschen Einwanderer von São Leopoldo aus den Süden Brasiliens besiedelten. Die Häuser sehen aus wie in jeder anderen brasilianischen Großstadt auch: sie sind einfach verputzt und hell getüncht. Wie in einer Trabantenstadt steht ein Hochhaus neben dem nächsten. Mannshohe Eisenzäune schirmen die Eingänge vor unliebsamen Gästen ab. Wie in vielen Städten Brasiliens fühlt sich auch in São Leopoldo nicht jeder sicher. Es gibt zwar ein Immigranten-Museum und auf Werbeschildern stehen Namen wie „Zimmermann“ und „Wuensch“, aber Deutsch spricht auf den Straßen São Leopoldos keiner mehr.

## 7. Böhmisches Dörfer

Nur abseits der großen Städte gibt es sie noch: die deutschen Kolonien, kleine Siedlungen an Flussläufen oder in versteckten Tälern. Sie heißen Jammertal, Walachai oder Schlepgrastal. Auch wenn ihre Ortsnamen nicht danach klingen, Brasilien ist mittlerweile auch in diesen Gegenden angekommen. Trotzdem sehnen sich gerade die Älteren noch nach der ursprünglichen deutschen Heimat. Sie sagen: „Wir sind in Brasilien geboren, wir sind Brasilianer!“, und halten der deutschen Nationalelf heimlich die Daumen. Sie nennen die Deutschen „die Deutschländer“, weil sie die „Deut-

schen“ sind. Portugiesisch ist für sie eine Fremdsprache. Sie können sich damit durchschlagen, aber sie sprechen lieber Deutsch und müssen feststellen, dass die Menschen aus Deutschland sie trotzdem nicht verstehen.

Diva Hillebrand spricht einen Mischmasch aus Hunsrückisch und Portugiesisch. Eigentlich kommen ihre Vorfahren aus dem ehemaligen Böhmen, aber wo die Hunsrücker auf Böhmer, Schwaben, Pommern oder Bayern trafen, setzte sich fast immer ihr Dialekt durch. Diva borgt sich Wortstämme aus dem Portugiesischen und lässt sie auf Deutsch enden. Sie sagt nicht Großmutter, sondern „Wowo“, wenn etwas nicht funktioniert, dann „pariert’s“ nicht und wenn der Regen ausbleibt, macht sie sich keine Sorgen, sondern „tut sich preokupiere“. Anstatt Kartoffeln und Orangen isst sie „Batate“ und „Ransche“. Und Mais heißt „Milje“, Mäuse hingegen „Meis“. Ein hübsches Wortspiel, das bei den Hillebrands seinen Höhepunkt findet, sobald deutsche Gäste und dicke Soße mit Maiskörnern am Mittagstisch aufeinander treffen. Dann schöpft Sohn Hugo einen kräftigen Schlag von der Soße auf eine Aluminium-Kelle und fragt: „Du aach noch en bissche Meis-Soos?“, bevor er sie grinsend über Reis und Schweinefleisch kipt.

In Diva Hillebrands Haus hängt noch Bratengeruch in der Luft. Es ist dieser Geruch von ausgetretenem Schweinefett, der in Deutschland längst dem von Sonnenblumen- und Palmöl gewichen ist. Normalerweise fährt Diva frühmorgens mit dem Bus nach Nova Petrópolis zum nachgebauten Emigrantendorf im Freiluftmuseum und backt für Touristen Hefebrot und Streuselkuchen mit Apfelschnitzen, Ananas oder Bananenscheiben. „Cuca“ sagen die Brasilianer dazu, „Kuchen“ sagt Diva. Aber heute ist Sonntag und Diva ist deshalb zuhause geblieben. Sie sitzt auf der kleinen Veranda vor ihrem Haus und trinkt „Tee“, den heißen, ungezuckerten „chimarrão“, das unbestrittene Nationalgetränk Südbrasilens. Die deutschen Einwanderer haben sich das „Schimarron-Trinken“ schnell von den brasilianischen Viehhütern abgeguckt, die ihre Rinder von der Hochebene über die Kolonien nach unten in die Städte trieben. Durch ein Metallrohr zieht Diva den grünen Aufguss aus den Blättern des Matestrauchs in ihren Mund - behutsam, aber ohne zu unterbrechen, bis ihr ein Gurgelgeräusch signalisiert, dass im Gefäß nur noch gemahlenes Grünzeug, aber kein Wasser mehr ist. Sie reicht das Gefäß ihrem Mann, steht plötzlich auf und holt eine schwarze Kunstledermappe.

## 8. „So denk ich an Dich!“

In Klarsichthüllen stecken sieben vergilbte Briefe, brüchig am Falz, die schwarzblaue Tinte verblasst, außerdem der Auszug aus dem Kirchenbuch und die beiden Notizzettel des Urgroßvaters. An vielen Stellen sind die Pa-

pierränder abgebröckelt, sie lösen sich auf in Papierbrösel und Staub. Irgendjemand hat bei einem Brief ein ganzes Stück herausgerissen, mit einer Handbewegung Wörter zerhackt und den Leser um Satzanfang und -ende betrogen. Es sind Briefe von Divas Ururgroßmutter und Urgroßtante. Ein paar Briefe hat Diva übereilt plastifizieren lassen, damit das Papier nicht noch mehr verwittert. Das bereut sie mittlerweile und fürchtet, die Briefe damit ein für alle Mal zerstört zu haben. Vorsichtig lässt sie die obere Ecke einer Seite über ihren Daumen gleiten. „Mein Mutta hat uffgeramt und hat den alde Krom schon nebegegun gehat für auf de Lischu<sup>1</sup>. Und da sin ich hinkommen un hab das so beguckt.“ Zwischen achtlos abgestelltem Abfall entdeckt sie die alten Briefe. „Ich saht: ‚Kann ich mich das mitnehmen?‘.“ Sie solle die Briefe ruhig nehmen, antwortet die Mutter. Später hat sie ihr die Tochter des Pastors von der gotischen in die lateinische Schrift „übersetzt“. „Deitsch, wo ich lese kann“, sagt Diva, „do hot ma denn alles bessa gewahr wor, wie’s denn alles zugang hat.“ Dann wandern ihre Augen über eine der Abschriften, Zeile für Zeile. Es ist die des ältesten Briefes, den sie aus dem Abfall fischen konnte, 1910 von Ururgroßmutter Maria Anna Jahnel abgeschickt aus Langenau bei Haida, damals Böhmen.

Divas Blick bleibt plötzlich auf einer Stelle des Briefes stehen, sie atmet tief durch und liest: „Lieber Sohn Heinrich, ich habe den ganzen Schlaf verloren, wo ich geh und steh, so denke ich an dich, und immer sind meine Gedanken, wenn ich nur noch ein einziges mal mit Dir reden könnte. Und wenn ich genug gedacht habe, so denke ich an den letzten Augenblick, wo ich dich das letzte Mal den Berg hinuntergehen sah.“

Diva unterbricht, es fällt ihr schwer zu lesen, ihre Stimme zerbricht zwischen den Wörtern. Sie hat den Abschied nie verkraftet, obwohl es nicht ihr Sohn ist, der am 31. März 1877 seiner Mutter und seinen drei jüngeren Geschwistern ein letztes Mal in den Armen liegt, dann zusammen mit dem Vater den Berg hinuntergeht, in Langenau in den Zug steigt und anschließend nach Hamburg fährt, von dort mit dem Dampfschiff „Argentina“ nach Rio de Janeiro übersetzt und knapp drei Monate später in Nova Petrópolis ankommt. Diva sagt: „Die Mutta un die drei Kleine sin drauß geblieb in Deitschland, mir wisset net sicher wie so odder warum, aber mir denke so, dass die wollte erscht komme, an Platz suche, arumiere<sup>2</sup>, und dann hätte die Mutta un die drei Kleine wolle nochkomme. Aber nochda denn die Armut un alles. Von hier die hatte keen Kondisois<sup>3</sup> mehr für raus un die von drauß aach net für hierher. Un do hon se sich nie mehr persenlich gesproch.“

<sup>1</sup> von port. lixo: Abfall

<sup>2</sup> von port. arrumar: aufräumen, einrichten

<sup>3</sup> von port. condições: Umstände, hier: Möglichkeit

Nur Briefe halten die geteilte Familie zusammen - notdürftig: „Lieber Bruder“, schreibt Marie Werner 1913 an ihren ausgewanderten Bruder Heinrich, „endlich haben wir wieder ein Lebenszeichen von Dir erhalten, worauf wir so sehr gehofft haben. Lasse uns doch nicht immer so lange warten, wir hören doch so gerne von Dir und Deiner lieben Familien. Warum schreibst denn Du gar so wenig, wir möchten doch so gerne recht viel von Dir und Deiner lieben Familie hören, was sie alle machen und wie es ihnen geht. [...] Schreib uns doch das nächste Mal, was Du alles anbaust. Die Mutter möchte es so gerne hören. Du schreibst ihr viel zu wenig. Du wirst gar nicht denken, wie sie [sich] täglich um dich sorgt, es ist doch zu schmerzlich, wenn eine Mutter so ein Kinder hergeben muss, so ein Schmerz und so eine Sehnsucht lässt sich niemals überwinden. Ich weiß es am besten, weil ich immer in ihrer Nähe bin.“

Was sich die Geschwister die ersten dreißig Jahre nach ihrer Trennung schrieben, wie oft sich Frau und Mann Briefe hin- und herschickten: Diva weiß es nicht. Niemand ihrer Verwandten weiß das. Im November 2000 hat Diva über 300 Angehörige auf einem riesigen Familienfest zusammengetrommelt. Alle brasilianischen Jahnels waren da, bis aus dem benachbarten Bundesstaat Santa Catarina sind sie nach Nova Petrópolis gekommen. Sie hat ihnen die Geschichte vom Ururgroßvater Eduard Janel und seiner Frau Maria Anna erzählt. Alle waren gerührt, aber Puzzleteile beisteuern konnten sie nicht. Wenn es solche noch gibt, dann liegen sie bei den Nachkommen der drei zurückgebliebenen Kinder Marie, Franz und Josef. Diva vermutet ihre Verwandten irgendwo in Böhmen, „in Deutschland“ wie sie ohne Hintergedanken sagt. Aber die alte Heimat ist weg, Böhmen gibt es nicht mehr. Nach dem Ersten Weltkrieg liegt Langenau plötzlich in der Tschechoslowakei, später in der Tschechischen Republik. Es ist wie beim Hütchenspieler: Kaum hat Diva Europas Grenzen durchschaut, da haben sie sich wieder verschoben.

## 9. Um zehn Grad

Helmut Eggerts Vorfahren verlieren ihre Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg. Im August 1945 unterstellen die Alliierten den Polen die Gebiete östlich der Oder. Damit verschwindet die preußische Provinz Pommern von der Landkarte. Östlich der Oder sprechen die Menschen von nun an Polnisch, westlich davon Deutsch - nur Pommerisch spricht fast niemand mehr. Helmut hat es auch vergessen. Als er ein Kind war, sprach er nur Plattdeutsch, obwohl er in Brasilien geboren ist. Aber dann heiratete er und lernte seiner Frau zuliebe die Landessprache Portugiesisch. Darüber hat er seine Mutter-

sprache verlernt - bis er 1993 zum ersten Mal in die Martin-Luther-Herberge nach Vitória kam, dreizehn Jahre bevor er mit seinem verwundeten Auge ein zweites Mal kommen wird. Damals holte ihn mit 53 Jahren seine Kindheit plötzlich wieder ein. „Leute mit so einer Hautfarbe hast du zu der Zeit hier nicht gesehen“, sagt Helmut und deutet dabei mit seinem Kopf freundschaftlich nach rechts, wo eine schwarze Frau sitzt und Zeitung liest, „nur Deutsche und alle haben sich auf Deutsch unterhalten.“ Von einem Tag auf den anderen spricht Helmut wieder seine erste Muttersprache. „Nach zehn Tagen hab ich mich auf Deutsch schon wieder wohler gefühlt als auf Portugiesisch.“

Es ist schwierig von Schuld zu sprechen, eher ist es ein historischer Zu- oder besser gesagt ein historischer Unglücksfall, dass ausgerechnet die Nachfahren der Pommern so oft in der Martin-Luther-Herberge stranden. Vor zwanzig Jahren hatten Ärzte das Phänomen zum ersten Mal bewusst wahrgenommen: Unter den Nachfahren der Pommern im isolierten Hinterland von Espírito Santo gab es übermäßig viele Menschen mit Hautkrebs. Der Zufall hatte sie zehn Grad näher an den Äquator gebracht als ursprünglich geplant. Weil Kaiser Dom Pedro II mit der Landverteilung in Südbrasilien nicht hinterher kam, schickte er 1846 kurzerhand 39 Familien nach Espírito Santo, dorthin, wo heute das kleine Städtchen Domingos Martins steht, „camphino“, kleines Feld, sagen die Einheimischen dazu. „Für diese Familien war es unwichtig, ob sie nach Norden, Süden, Osten oder Westen gingen“, sagt Joel Velten, Historiker aus Leidenschaft und Verwaltungsbeamter von Domingos Martins. Viele Einwanderer haben keine Vorstellung von Brasilien, manche wähen sich gar in den Vereinigten Staaten. „Sie wollten einfach nur ein Ziel“, fügt Joel Velten hinzu. Die Pommern waren Bauern, die Sonne bestimmte ihren Rhythmus. Sie standen mit den ersten Sonnenstrahlen auf und gingen mit Sonnenuntergang zu Bett und von Tag zu Tag wurde ihre Haut dunkler und dunkler, bis sie darüber hinwegtäuschte, wie sie eigentlich war: durchscheinend wie Pergament.

Vor 13 Jahren fängt Helmut Eggerts Haut zum ersten Mal an zu revoltieren. „Damals arbeiteten die Bauern mit nacktem Oberkörper“, sagt Helmut. „Wir setzten uns Schildkappen auf und rissen uns die Hemden vom Leib. So arbeiteten wir den ganzen Tag. Niemand hat sich auch nur ein kleines bisschen geschützt.“ Bis in seinem Nacken plötzlich ein dunkler Fleck auftaucht. Diagnose: Hautkrebs. Er hat Glück, es ist nicht der schwarze Hautkrebs, der bösartigste aller Hautkrebsarten, der mit seinen Geschwüren andere Organe befällt und tötet. In der Krebsklinik in Vitória schneiden sie ihm die Stelle einfach heraus. Danach hat er für 13 Jahre Ruhe - bis er vor drei Jahren den anderen Fleck entdeckt, den am Lidwinkel seines linken Auges.

## 10. „Ick mut uppasse!“

Vor etwa 13 Jahren fing das mit der Haut auch bei Adolfo Kumm an. Sein kleiner Bauernhof liegt in Melgaço, einem abgeschiedenen Ort mitten in den Bergen, der noch zum Landkreis Domingos Martins gehört. Das alte Fachwerkhaus des Urgroßvaters steht noch, auch wenn es momentan eher einer Rumpelkammer gleicht. Das Dach krümmt sich wie ein weher Rücken, auf den Ziegeln wachsen ungebremst Moospolster, und an den Fensterscheiben haftet von innen eine dicke Schicht Staub. Sobald wieder genügend Geld da ist, möchte Adolfo Kumm das Haus renovieren. Er war schon drauf und dran den alten Plunder abzureißen, aber irgendwie hängt er an ihm. Und neuerdings behaupten die Studierten aus der Stadt, dass sie das alte Zeug erhalten müssten, weil es Geschichten erzählt, die das kollektive Gedächtnis sonst vergessen könnte. Adolfo Kumm versteht nicht genau, was sie damit meinen, aber vielleicht tüncht er das Haus seines Urgroßvaters ja wieder weiß und rahmt Tür- und Fensterstöcke hellblau ein - sein Haus in den Farben Pommerns, so wie es früher einmal war.

Es ist Nachmittag gegen drei Uhr, die Sonne sticht vom Himmel und der Ruheständler sitzt im angebauten Neubau, in seinem einfachen Wohnzimmer auf einem Sofa mit Kunstlederbezug. Vor dem Fenster scharren ein paar Hühner im warmen Erdboden nach Getreidekörnern. „Ick mut uppasse, dat ick keen Sünn<sup>4</sup> kree“, sagt Adolfo Kumm auf pommerschem Platt, „so wenig als dat jeht in d’Sünn goh.“ Wenn er noch wie früher Kaffee, Mais und Bananen anbauen würde, wüsste er gar nicht, wie das gehen sollte. Aber der 55-Jährige hat sich schon zur Ruhe gesetzt. „Ick bin so enkostado<sup>5</sup>“, sagt Kumm dazu. Um die kleine Landwirtschaft kümmert sich seine Tochter, morgens und abends hilft Vater Kumm ein wenig aus, untermittags bleibt er im Haus. Aber mit dem ersten Regentropfen ist er sofort vor der Tür. Er sagt: „En Daach wo’t ganz kold is, so Südwind, dann is gaut for mi, dann hew ick keine Probleme.“ Früher hatte Adolfo Kumm auch unter der brütenden Sonne keine Probleme, dachte er wenigstens, und aus welcher Richtung der Wind kam war ihm schnurzegal.

Aber von einem Tag auf den anderen änderte sich das. „Ick heb Krout eispritzt en Melje<sup>6</sup>, so ne houch Kroutweiden hewwen ech. Un donoch hät dat poor Doche ganz schlimm so’n Blose jefft.“ Über mehrere Tage hinweg wirft seine Haut Wasserblasen – an Füßen, Armen und sogar mitten im Gesicht. „Dann bin ick angfange nam Doktor goh“, sagt Kumm. Der

<sup>4</sup> Sonne

<sup>5</sup> von port. *encostado*: wörtl. angelehnt, hier: zur Ruhe gesetzt

<sup>6</sup> von port. *milho*: Mais

Arzt in seiner Nähe schiebt seine brodelnde Haut auf eine Vergiftung mit dem Spritzmittel Round-up. Weil die Behandlung aufgrund der Fehldiagnose nicht anspricht, fährt Kumm ins Zentrum von Domingos Martins und besucht dort einen weiteren Arzt. „Der wör düür<sup>7</sup> mit seine Konsult<sup>8</sup>“, sagt er in einem Ton, als fehle das Geld noch heute im Portemonnaie. Der Arzt verschreibt ihm Pillen, Adolfo Kumm schmiert sich Pomade auf die geplatzten Blasen, aber weder das eine noch das andere hilft.

Dann kommt 1995 die Wende: In Vitória trifft er auf Doktor Carlos Cley, einen Dermatologen und Hautkrebspezialisten. Der verschreibt ihm Cloroquin, eigentlich ein Wirkstoff gegen Malaria. Das bekannte Malariamittel wirkt, lagert sich aber in der Hornhaut seiner Augen ein. „Mennigmoldohn se aach pedre<sup>9</sup>, dat ick müsst dei Esame du Fundo du Oljo<sup>10</sup> moche. Dat se denn denke dätet, de Pille, wo ich nemme dätet, dätet mich schode on'd Ogen<sup>11</sup>. Dat het dann een Inflamasau dentro du Oljo<sup>12</sup> jefft. Dat is nimme normau wore, ick kann wenig kicken op den Og.“ Trotzdem – das weiße Plastikdöschen mit Schraubverschluss löst gute Erinnerungen bei Adolfo Kumm aus. Bis heute hat er es aufgehoben, und da es leer ist, macht es auch nichts, dass das Haltbarkeitsdatum schon seit elfeinhalb Jahren abgelaufen ist. Nach mehreren Jahren Behandlung sieht sein Gesicht wieder fast aus wie früher. Nur seine Füße sind geschwollen, und es ist ihnen eine fleischfarbene Haut geblieben, dünn wie Seidenpapier. Verlegen reibt der Rentner mit dem roten lichten Haar seine nackten Füße aneinander. Und ab und an müssen sie ihm Warzen und Muttermale herauschneiden. „Dat were etlich Stück“, sagt Adolfo Kumm, der aufgehört hat, die kleinen Operationen zu zählen. Trotz der vielen Eingriffe: Hautkrebs hatte er noch nicht. „Awer dat kütt noch komme“, sagt er. „Wenn et behugas<sup>13</sup> geve däh, dann däh et se so upplaatze, dann däh sogor Plaut<sup>14</sup> runderkomme. Dann däh ick immer denke, dat kö Canser di Pele<sup>15</sup> sin.“

Vielleicht müssen sich seine Enkel einmal weniger Sorgen wegen der Krankheit machen als er. Seine 24-jährige Tochter hat vor ein paar Wochen geheiratet, einen Brasilianer ohne deutsche Vorfahren. Es war eine typisch brasilianische Hochzeit mit Hot Dog, „cachorro quente“, und Limonade, viel Tanz und einer Menge Fototermine. Sie ist gewissermaßen eine Aus-

<sup>7</sup> teuer

<sup>8</sup> von port. *consulta*: ärztliche Untersuchung

<sup>9</sup> von port. *pedir*: bitten, auffordern

<sup>10</sup> von port. *exame do fundo do olho*: Augenuntersuchung

<sup>11</sup> Augen

<sup>12</sup> von port. *inflamação dentro do olho*: Augenentzündung

<sup>13</sup> von port. *verrugas*: Warzen

<sup>14</sup> Blut

<sup>15</sup> von port. *cancer de pele*: Hautkrebs

reißerin, die Erste im ganzen Kumm-Clan, die nicht unter Pommern bleibt. Und wenn sie Glück hat, dann schlagen ihre Kinder mehr nach dem Vater, zumindest was den Hauttyp betrifft.

## 11. Meine Erben sollt ihr sein

Seit geraumer Zeit geht auch Bauer Domingos Guimarães nicht mehr aufs Feld. Es ist nicht die Haut, die ihn davon abhält, die wäre bestens auf die tropische Sonne eingestellt: Schwarz ist sie, mit einem Schimmer ins Bläuliche. Seit 31 Jahren ist sein Feld weg oder besser gesagt, er wagt es nicht, seinen Fuß darauf zu setzen. Es geht um 8.700 Hektar Land, das entspricht 3.600 paranaensischen „alqueires“. Das Land gehörte dem 71-Jährigen nicht allein. Er hat es sich geteilt, mit anderen Nachfahren von Sklaven, befreiten Sklaven, die dort auf den Weiden der „Paiol de Telha“ schon seit einhundert Jahren lebten. Sie hatten das Land geerbt, von ihrer Herrin Balbina Francisca de Siqueira. Mittelgroß soll die Portugiesin gewesen sein, mit hellbrauner Haut. „Die sie kannten, erzählen, dass sie sehr sympathischen gewesen sei“, sagt Domingos Guimarães. Seine verstorbene Großmutter trug jedenfalls ihren Namen: Ana Balbina.

In ihrem Testament vom 2. Juli 1860 gibt Balbina Francisca de Siqueira ihren elf Sklaven zunächst die Freiheit zurück, 28 Jahre bevor die brasilianische Regentin Prinzessin Isabel das Goldene Gesetz unterzeichnet und mit der „Lei Áurea“ alle Sklaven in Brasilien befreit. Balbina Francisca de Siqueira steht in der Schuld ihrer Sklaven. Als die Jesuiten noch gut angesehen sind im Land, besitzen sie Gold- und Diamantenminen. 1759 wird der Missionsorden aber aus Brasilien vertrieben und bevor die Ordensbrüder fliehen, vergraben sie hastig einen Teil ihres Reichtums auf den Weiden der „Paiol de Telha“. Einige Jahrzehnte später finden die Sklaven der Dona Balbina Gold und Diamanten und überreichen den Schatz ihrer Herrin. Sie revanziert sich. Da sie Witwe ist und keine Kinder hat, vererbt sie ihr Land an ihre elf Sklaven, die sie in ihrem Testament namentlich aufführt: „Heleodoro und seine Frau Feliciana, Manoel, José Velho, José dos Santos, Izidoro, Eduardo, Dinha, Joaquim, Libânia und Rita“.

„Ich bin Nachfahre von Heleodoro, der die Sklaven anführte, und Manoel Ferreira, der auch Sklave war.“ Ein Nachfahre der dritten oder vierten Generation, so genau weiß Domingos Guimarães das nicht. Er sitzt im Büro der „comissão pastoral da terra“, der katholischen Seelsorge für Landangelegenheiten in Guarapuava, 270 Kilometer von der Bundeshauptstadt Curitiba und eine Autostunde von seinem verlorenen Stück Land entfernt. Eigentlich wollte er schon gestern abgereist sein, zurück nach São Paulo, wo er mittler-



weile lebt, aber er möchte seine Geschichte erzählen, damit in Deutschland die Menschen erfahren, dass ihn die Donauschwaben um sein Erbe gebracht haben – ihn und 600 Familien, allesamt Nachkommen der elf Sklaven.

## 12. Stück für Stück enterbt

Domingos' Geschichte ist eine Geschichte über die Machthaber Brasiliens, in deren Augen die europäischen Kolonisten Fortschritt bringen, während die Nachkommen der Schwarzafrikaner das Land aufhalten. Und es ist zugleich eine Geschichte über Gewalt und Gier.

Die Enteignung der rechtmäßigen Erben beginnt zunächst schleichend. Pedro Lustoza de Siqueira, Neffe von Dona Balbina, hätte laut Testament den elf Sklaven 8.700 Hektar übergeben müssen, „stattdessen überlässt er ihnen nur 3.000 Hektar“, sagt Domingos Guimarães. Die Kinder und Kindeskinder des Neffen sind keinen Deut besser, sie holen, was sie kriegen können. Als Domingos sechs Jahre alt ist, gehen sein Vater und sein Onkel vor Gericht. Sie wollen, dass ihr Land endlich vermessen und in ein Grundbuch eingetragen wird. Mittlerweile sind 65 Jahre vergangen, sein Vater ist tot, Domingos' Haare sind grau geworden, und im Grundbuch stehen als rechtmäßige Besitzer nicht sie, sondern die Donauschwaben. „Die Anwälte des Lustoza-Clans übten aber derart viel Druck aus, dass der Anwalt der Schwarzen nicht zum Anhörungstermin erschien“, sagt Domingos Guimarães. „Später verschwanden dann noch alle Dokumente“, Domingos schüttelt den Kopf, ohne dass sich sein meliertes Kraushaar bewegt, als könne er selbst nicht glauben, was damals passiert war, „und plötzlich hieß es, wir wären nie vor Gericht gewesen.“

Der Fall wird zu den Akten gelegt, ohne dass ein Richter Stellung bezieht, und es passiert, was Domingos' Vater wohl befürchtet hatte. 1967 verlieren die Erben der befreiten Sklaven noch mehr Land. In jenem Jahr leben noch 56 Familien auf den Weiden der „Paiol de Telha“, angeblich verkauft die Hälfte ihre Ländereien an einen gewissen João Pinto Ribeiro. Eine windige Urkunde, datiert auf den 17. August 1967, soll das belegen. Von verkaufen könne aber keine Rede sein, sagt José Vandresen von der Seelsorge für Landangelegenheiten, der seit fünf Jahren dafür kämpft, dass Domingos und den anderen endlich Recht geschieht. Er sagt: „Weil die Schwarzen weder lesen noch schreiben können, gaukelt João Pinto Ribeiro ihnen vor, gegen einen Daumenabdruck erhielten sie Urkunden, welche sie als Eigentümer des Landes auswiesen. Tatsächlich aber traten sie mit ihrer Unterschrift von ihrem Erbe zurück.“ Vielleicht wechselt die Hälfte der übrig gebliebenen 3.000 Hektar auf diese Weise den Besitzer, vielleicht weniger. In der zwei-

felhaften Urkunde steht darüber nichts. Unter den Betrogenen erzählt man sich, dass der Sohn des João Pinto Ribeiro damals Amtsrichter war. Jedes Mal wenn er seinem Vater eine ergaunerte Urkunde beglaubigt hat, informiert er umgehend „den Doktor Pacheco“, wie Domingos und seine Leute den verstorbenen Polizeikommissar Oscar Pacheco heute noch pflichtschuldig nennen, und der wiederum kauft die Rechte an den Ländereien auf. Schließlich erreicht die Intrige ihren Gipfel: Man stellte den Nachfahren der Sklaven eine Pflichtverteidigerin an die Seite, die sich um ihre Rechte kümmern soll – es ist die Frau von João Pinto Ribeiro.

### 13. Mähr vom leeren Land

Er hätte Grund genug gehabt, sein Stückchen Land endlich aufzugeben, aber Domingos Guimarães hat selbst nach 14 Jahren Kampf noch nicht klein beigegeben, auch nicht, nachdem sie auf ihn schießen ließen. „Ich gehe zurück. Sobald wir das Land wieder bekommen, gehen wir zurück“, sagt er ruhig, in seiner Stimme schwingt nichts mit, kein Groll, kein Hass, nicht einmal Neid auf diejenigen, die mit dicken Maschinen über sein Land fahren und zweimal im Jahr ihre Kornspeicher füllen – mit Soja, Weizen, Mais und Gerste. Aber sie sollen ihn nicht vergessen, seit 14 Jahren ist er der Spreißel in ihrem Fleisch. Sie sollen wissen, dass er sein Recht auf die Weiden der „Paiol de Telha“ nicht vergessen hat.

Domingos' Kampf widerlegt die Mähr vom menschenleeren Land, die sich die deutschen Einwanderer allzu gerne erzählen. „Hier war ja nichts!“, schnell dahingesagt beginnen so die meisten Einwanderergeschichten. „Sie haben die Kolonisten einfach im Urwald abgesetzt“, erzählt Hobby-Historiker Renato Seibt aus Nova Petrópolis in Rio Grande do Sul, „zwanzig Jahre blieben sie auf sich selbst angewiesen: Deshalb haben sie von Süden nach Norden den Urwald in Schneisen aufgehauen, so schmal, dass man gerade durchkonnte.“ Sie nannten ihre Städte Baumschneis, Kaffee-, Portugieser- oder Bohnenschneis. „Wenn sie etwas zu verkaufen hatten, musste alles auf Eselsrücken durch diese Pikaden, die Schneissen, durchgeführt werden.“ Renato Seibts Vorfahren hatten auf den Caí und Cadeia gebaut, doch zu ihrem Entsetzen waren die Flüsse an manchen Stellen für die Schifffahrt zu seicht. Zu Wasser hätten sie ihre Waren schneller auf die Marktplätze der Städte schaffen können, um Geld zu verdienen, das sie so dringend benötigten, denn der brasilianische Staat hatte ihnen das Land nicht geschenkt. Entgegen aller Versprechungen musste fast jeder Einwanderer seine 40 bis 50 Hektar abbezahlen.

Manch einen mögen die großen Araukarien mit Pinienkernen dick wie Finger, die wilden Bambusgräser, Lianen, die Dornen und das Meer fas-

ziniert haben, die meisten Einwanderer aber hat die mächtige Natur verängstigt. Geblieben sind Geschichten über Kinderleichen, die verzweifelten Müttern aus den Händen gerissen und über Bord geworfen wurden, Geschichten über Schlangenbisse, Typhus, Halsbräune und Keuchhusten, über körperliche Schinderei, qualvolle Hausmedizin und zigfachen Tod. Sie werden von Generation zu Generation weitergereicht und die Erzähler schlagen ihnen dabei ihre Ecken und Kanten ab. Übrig bleiben polierte Heldentaten.

Nur hin und wieder blitzt in den Geschichten auf, was man insgeheim ahnt: Die Geschichte der deutschen Einwanderer ist manchmal auch eine Geschichte über die Vertreibung. Bei den Donauschwaben sind es die Nachfahren der Sklaven, bei den Pommern in Espírito Santo die Botocudos, die dem europäischen Platzanspruch weichen müssen. „Die Indianer haben die Ankunft der Emigranten nicht wirklich akzeptiert. Es gab sogar Kämpfe zwischen den beiden Ethnien“, sagt Joel Velten aus Domingos Martins. Ein Streit unter Ungleichen, denn schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlaubt Prinz Dom João, das Land der Botocudos zu konfiszieren. Er betrachtet es als vakantes Land, das von nun an den europäischen Einwanderern gehören soll. „Die Indianer haben sich dann in den Norden zurückgezogen, in eine Gegend, die bis dato komplett unbekannt war.“ Und auf genaueres Nachfragen fügt Joel Velten hinzu: „Es kann auch sein, dass sie von der Polizei gefangen genommen und im Norden ausgesetzt wurden. Zumindest schritt die Polizei in die Auseinandersetzung ein. Aber die Deutschen hatten auch Angst vor den Indianern“, sagt er und deutet an, dass er das Thema gerne beenden möchte, „die Botocudos sollen Kannibalen gewesen sein.“ Das Gerücht vom Menschenfresser – es hält sich hartnäckig, obwohl es jeglicher geschichtlicher Grundlage entbehrt, und es wirkt wie Schleifpapier, wenn Erzählungen aus früheren Zeiten plötzlich Kanten bekommen.

#### 14. „De hatte ja keen Wert mehr“

Diva Hillebrand würde auch gerne Teile ihrer Geschichte ausblenden. Sie wollte es eigentlich nicht erzählen, aber Mutter Lina Weimar hatte sich in ihrer kindlichen Art, die Dinge beim Namen zu nennen, einfach verplappert. Die drahtige Frau, knapp einsechzig groß, stand gestern im Schürzenkittel plötzlich in Divas Türrahmen und legte los: „Die Diva waa so'n halb Joar rom. Mei Babba war in de Plandaasch<sup>16</sup> gange. Ich han Kopfweh gehaht, dann sinn ich Futta mache gange un de Heinrich hat Kaffee getrunck.“

<sup>16</sup> Feld

Sie beeilt sich, es geht ihr nicht gut. Das Futter lädt sie in einen Korb und trägt es auf dem Rücken nach Hause. Dort angekommen, klettert sie über den Zaun, stellt den schweren Futterkorb ab. „Da dacht ich: ‚Wo trahn ich’s Futta jetzt erscht hin, mei Kiahre<sup>17</sup> oder zu da Mutta seine?’ Guck ich so rieber, dacht ich: ‚Wie steht de Heinrich dort so?’, guck ich so richtig, hat er sich uffgehong.“

„De hatte ja keen Wert mehr, die Deitsche bei uns“, sagt Divas Vater Hugo. Er ist sich sicher, dass Heinrich Jahnel die Verachtung der Brasilianer nicht mehr ertragen wollte und deshalb am 13. Oktober 1947 den Freitod wählte. Doch es gibt keinen Hinweis darauf, Heinrich Jahnel hinterlässt kein Abschiedsschreiben. Hugo Weimar sitzt neben dem Herd, in dem brennende Holzscheite eine wohlige Wärme verbreiten. Auf der dicken Herdplatte aus Eisen steht der Wasserkessel und dampft. Gleich gibt es den Schimarron, morgens immer mit einem Löffelchen Zucker. Es ist gegen sechs Uhr, gerade verzieht sich die Dunkelheit und mit ihr der Winter, der sich noch auf die Nacht und die frühen Morgenstunden beschränkt. Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden die Menschen hier auch untermags über eine Wollmütze und dicke Socken froh sein. In den südbrasilianischen Bergen sind im Winter Temperaturen um die Null Grad keine Seltenheit. Aus dem Transistorradio meldet sich der Moderator von Radio Imperial mit dem Spitznamen „chucrute“, Sauerkraut, kündigt zwischen deutscher Volks- und brasilianischer Country-Musik die Beerdigung von Lucila Rauch Zummer an, bevor es nahtlos in die Werbung übergeht. Mit der öligen Stimme eines Vertreters annonciert er ein Bestattungsinstitut mit dem Namen Grings und verkündet den Preishammer der Woche: Hackfleisch zum Kilopreis von 2,99 Reais, Hähnchenschenkel für 1,69 und „chimia colonial“, Marmelade nach Emigrantenart.

Von seinem Küchenfenster aus hat Vater Hugo Weimars das Haus seiner Tochter Diva genau im Blick. Dort ist noch alles dunkel, obwohl die Hähne der Umgebung schon seit einer geraumen Stunde den Tag herauskrähen. Mutter Lina wäscht im Vorraum Milchkanen aus, „Blecha“ wie sie dazu sagt, und holt anschließend aus dem Gefrierfach einige Kübel mit gefrorener Milch. Die ist von gestern, aber weil der Milchmann nur alle zwei Tage vorbeikommt, muss sie die Milch bis zum nächsten Tag einfrieren, damit sie sich hält. Gleich wird sie in den Stall gehen und ihre vier Kühe melken. Vermischt mit der euterwarmen Milch, wird die Eismilch in ein paar Minuten geschmolzen sein. „Durft keiner mehr Deitsch sprecha“, versucht Hugo Weimar ans angerissene Thema anzuknüpfen, während er aus seiner Hemd-

<sup>17</sup> Kühe

tasche eine daumendicke Tabakwurst kramt und mit einem Taschenmesser kleine Klümpchen abschnitzt, die er anschließend auf ein Maisblatt legt. „Das muss morgens schon mit Dampf<sup>18</sup> gehn“, beschwert sich seine Frau, signalisiert mit ihrem Blick aber, dass sie ihm die schlechte Angewohnheit nachsieht, „fertig Tee getrunken, dann maat er sich en Zigarr, bis denn is es sechs Uhr, da muss das ordentlich Wolke gen.“ Und weil ihr Mann mit dem „Fumm“, dem Tabak, beschäftigt ist, bleibt die Wortführung bei Lina Weimar: „Sogar die bei de Musik gang sind, durfte kein Deitsch sprecha.“ Nicht besser sei es ihnen auf der Stadt oder beim Einkaufen ergangen. „Die, wo net Brasilianisch kennte“, sagt sie, „die konnte doch gar net wo groß hin.“ Und dann sagt sie weiter: „Wir konnte aach nix.“

## 15. Sprachlos

Viele konnten kein Brasilianisch. Der brasilianische Staat hatte die Erziehung der deutschen Bauern und Handwerker vernachlässigt. Die Siedler errichteten selbst Schulen, bestimmten ihre Lehrer, manchmal waren es vorbeiziehende Abenteurer, die man kurzerhand verpflichtete, meist war es der Klügste im Dorf oder derjenige, der außer zwei linken Händen und ein wenig Grips nicht viel besaß. Es entstand schnell ein dichtes Netz aus kirchlichen Gemeindeschulen, denen eines gemeinsam war: sie unterrichteten auf Deutsch. Niemand störte sich daran, bis Brasiliens Diktator Getúlio Vargas im Januar 1942 den Handel und die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland unterbrach und ein halbes Jahr später den Achsenmächten den Krieg erklärte. „Daraufhin“, sagt Hobbyhistoriker Renato Seibt, „wurden wir alle plötzlich Vaterlandsverräter, die Deutschstämmigen, die Italiener und die Japaner.“ Hitler stieß bei den Deutschbrasilianern auf wenig Kritik. Sie seien stolz gewesen, Renato Seibt sagt dies, als hätte man nichts anderes erwarten können. „Sie hatten Sympathien fürs Reich und haben sich darüber gefreut.“ Vor allem in der Stadt fand Nazideutschland seine Anhänger. Hitler sollte die Fehler ausgleichen, die man der Weimarer Republik zuschrieb. Noch heute wird zurechtgerückt, beschönigt und entschuldigt. Warum sollten Hitlers Ideen nur schlecht gewesen sein, wo der noch immer hochverehrte Getúlio Vargas alles andere war als ein Gegner faschistischer Ideen? Er wechselte schließlich nur die Fronten, wann immer es gelegen erschien. Mal paktierte er mit den Kommunisten, mal mit den „Integralisten“, den brasilianischen Faschisten. Er flirtete mit den Achsen-

<sup>18</sup> Dampf, im Sinne von Rauchwolken

mächten und siegte schließlich über Großdeutschland – im Tross der USA. Und sie habe er zum Sündenbock gemacht, sie habe er verfolgt und eingesperrt, glauben viele Deutschbrasilianer – um vor den Vereinigten Staaten ein Zeichen zu setzen.

Die rigorose Nationalisierung unter Getúlio Vargas traf alle, ob sie nun Hitler verehrten, ihn ablehnten oder naiv an das glaubten, was man ihnen über den neuen Machthaber des Deutschen Reiches erzählte. „Wir hatten so einen großen Telefunken“, erzählt Renato Seibt ein wenig kurzatmig, „abends um acht ging es immer los: ‚Hier spricht der deutsche Kurzwellensender mit Richtstrahlung nach Lateinamerika!‘.“ Die Großmutter lauschte verzückt der verrauschten Stimme aus dem Radiogerät, der Großvater nahm sie mit strammer Haltung entgegen. „Jetzt hör mal, wie die Leut zufrieden sinn!““, imitiert Seibt die Nachtigallenstimme seiner Großmutter, „wie die so scheen singe!“ Nur ganz leise hörten sie den verbotenen Sender aus Deutschland, niemand sollte ihnen ihr Radiogerät abnehmen. Deutsche Bücher versteckte der Großvater im Keller unter einem Berg Karfreitags-tee. Ganze Bibliotheken hatten die brasilianischen Gesetzeshüter schon verbrannt, die wenigen deutschen Bücher, die er besaß, wollte er vor dem Feuer retten.

Das Schlimmste aber war, dass man sie im eigenen Land mundtot machte: Von einem Tag auf den anderen durften sie in der Öffentlichkeit kein Deutsch mehr sprechen, und deutschsprachige Schulen wurden geschlossen, ohne dass die brasilianische Regierung im Gegenzug für ausreichend Ersatz in der Landessprache sorgte. „Die Kinder sind dumm geblieben, später wurden die Schulen zwar wieder geöffnet, aber es hat einen kulturellen, ökonomischen und sozialen Rückgang gegeben“, sagt Renato Seibt. Bis heute sei das ganze Ausmaß dieses Rückgangs gar nicht erforscht.

Ilse Evers erinnert sich noch an den Tag, an dem es auch die Schule ihres Vaters treffen sollte, die Schule des evangelischen Pastors aus Deutschland. Sie haben es dem damaligen Bürgermeister der Nachbarstadt zu verdanken, dass es nie so weit gekommen ist. Eines Tages stand der bei den Evers vor der Tür und sagte: „Pastor Evers, wir wissen ja wer sie sind und wie sie sind, aber: Gesetz ist Gesetz. Wir wollen die Schule nicht schließen, aber sie können auch nicht mehr Direktor bleiben.“ Ilse Evers macht eine kleine Kunstpause, um ihre Zuhörer angemessen auf die Pointe vorzubereiten, und es ist ihr anzusehen, wie sehr sie sich dabei amüsiert. Sie spricht gepflegtes Hochdeutsch und ist sich dessen vollkommen bewusst, selbstredend beherrscht sie auch Hunsrückisch, aber jetzt Dialekt zu sprechen, fände die 76-Jährige unangemessen. Sie ist noch immer die Tochter aus gutem Hause, die gelernt hat, sich gewählt auszudrücken. Dann fährt Ilse Evers fort: „Plötzlich kam meine ältere Schwester durch die Tür. Sie war gerade 16 Jahre alt, ein kräf-

tiges Mädchen, schon sehr weit entwickelt und da guckt der Bürgermeister sie so an und sagt: „Sieht die nicht aus wie 18! Sie ist doch hier geboren, oder? Kann die nicht die Direktorin werden?“ Sie konnte, ging von da an mit zum Unterricht. Die Schule in Linha Brasil existiert noch heute.

## 16. Mathe, Sachkunde, Hunsrückisch

Viele Schulen wurden nach ein paar Jahren wieder geöffnet, aber auf ihren Gängen hört man heute kein Deutsch mehr, sondern Portugiesisch. Selbst wenn die Kinder zuhause Deutsch sprechen, auf der Straße hören sie die Landessprache und spätestens seit es Fernsehen gibt, hat sich Portugiesisch auch im letzten Winkel Südbrasilien herumgesprochen. Und so müssen die Lehrer feststellen: Portugiesisch lernen ihre deutschstämmigen Schüler in ein paar lausigen Wochen – aber fast noch schneller verlernen sie ihr Deutsch. Portugiesisch ist in den Augen der Kinder schicker, lässiger, Hunsrückisch hinterwäldlerisch. Es ist die Sprache der Großeltern.

Immer mehr Städte in Rio Grande do Sul führen deshalb an ihren Schulen Deutsch als erste Fremdsprache ein, um ihre Kinder wieder an die Sprache der deutschen Einwanderer heranzuführen. Bürgermeister Luiz Schenkel aus Nova Petrópolis hat sich auch dazu entschieden. Hochdeutsch kann er nicht, aber er spricht ein entzückendes Hunsrückisch. Die älteren Bürger des Städtchens rechnen ihm das hoch an, in ihren Augen ist er einer von ihnen. „Ich han gelernt Brasilianisch sprecha, wie ich angefangen han, in die Schull zu gehn“, sagt Luiz Schenkel, „das war schwer in dene Zeide, die andere konnde schon sprecha und konnde schon bische schreiva, und ich konnt goar nix, wirklich kei Woat. Awer das Brasilianische sprecha, das is leichda, das dut ma schnell lenna, do derwecha han unser Kinna das Deitschesprecha vill verlernt.“ Und deswegen sollen sie in der Schule wieder an die deutsche Sprache herangeführt werden, schon aus pragmatischen Gründen: „Die, wo von annere Plätze<sup>19</sup> komma, die finne das gut, die finne das scheen, wenn mir hier en anner Sproch hon“, glaubt der Bürgermeister. Nova Petrópolis lebt vom Tourismus.

Seit 2006 beginnt in den städtischen Schulen Nova Petrópolis' der Deutschunterricht in der ersten Klasse und alle sind dabei, auch diejenigen, die überhaupt nicht deutschstämmig sind. Im Kindesalter sei es leichter eine Sprache zu lernen, sagt Bürgermeister Schenkel. „Mir dunn auch vill mit de Eltra sprecha, dass die dahemm, in sein Haus, aach mit de Kinna

<sup>19</sup> Städte

Deutsch sprecha.“ Nicht alle Schüler haben Eltern, die Deutsch sprechen. Sie müssen bei Null anfangen. Hochdeutsch im Heft, Hunsrückisch auf Zuruf, die Grammatik eigenwillig und dazwischen Lehnwörter aus dem Portugiesischen – im Deutschunterricht ist fast alles erlaubt. Deutsch soll die Kinder nicht quälen, Deutsch soll ihnen Spaß machen, damit sie sich aussöhnen mit einer Sprache, für die sich ihre Eltern und Großeltern noch schämten.

## 17. Erinnerung auf Tellern und in Krepppapier

Wer weiß, wohin es die Familie des Pastors Evers verschlagen hätte, wäre die Schule damals geschlossen worden und wer weiß, ob Diva Hillebrand jemals erfahren hätte, was in den Briefen steht, die ihre Ururgroßmutter und ihre Urgroßtante vor vielen Jahren aus Böhmen und der Tschechoslowakei nach Brasilien schickten. Wer im Dorf hätte die Briefe von der gotischen in die lateinische Schrift übersetzen, wer hätte ihr erklären können, wie das war mit Böhmen, der Tschechoslowakei, den Grenzen in Europa? Niemand – es sei denn Ilse Evers. Die Älteren in Divas Dorf sind schließlich wie sie nur ein paar Jahre zur Schule gegangen, und die Jungen verstehen keine gotische Schrift. Oft kamen Verwandte vorbei und fragten: „Hast die Briefe schon romgeschrieb? Dann les se mich mol vor!“ Neugierig seien sie gewesen, schmunzelt Diva. Und natürlich hatte Ilse Evers ihr den Gefallen getan und die Briefe übersetzt. Diva liest die Briefe nicht nur einmal vor, sie liest sie immer wieder vor und es quält sie jedes Mal aufs Neue. Sie sagt: „Wenn ich dann do hinkomm sinn, wo die Ururgroßmutta immer so lamentiert hot, ja dann hom mir manchmal so gesse und alle mitsamme geweint.“

Urgroßvater Heinrich Jahnel hat so wenig von „draußen“ erzählt. „Zeitung hat er immer geles“, sagt Mutter Lina, deutsche Zeitung. „Ich denk, er konnt net viel verzähle von dot.“ Genau genommen gibt es nur eine Geschichte, die er seiner Enkelin Lina persönlich erzählt hat: die Geschichte der 114-tägigen Schifffahrt über den Atlantik. „Weit gefahr war er“, sagt Lina und zieht mit ihrer Hand einen großen Bogen von sich weg, „un dann wär so’n Wind komma und hät das Schiff nomol wieviel weit zurückgedockt. Musst er nomol paar Taach mehr fahre.“ Ausführlich ist anders. Vom Leben jenseits der großen „Pfütze“, wie Ururgroßmutter in einem ihrer Briefe schreibt, ist nicht viel bei Diva angekommen. Sie weiß aus den Briefen, dass ihre Urgroßtante Marie als einzigen Schmuck die Ohrringe trägt, die ihr Bruder Heinrich von ein paar ersparten Kreuzern gekauft hat und dass sie tief beeindruckt gewesen sein muss von den technischen Neuerungen der damaligen Zeit: „Dieses Zeppelin-Luftschiff hat in dem nahen Haida gelandet“, schreibt Marie ihrem Bruder im Jahr 1911. „Ich war zu-



hause bei der Mutter geblieben und wir haben es auch gesehen, es ist gerade an unserem Haus vorbeigeflogen, das war großartig. Das vergessen wir unser Leben lang nicht. Es war den Tag gerade so dichter Nebel, und da war auf einmal so ein Getöse und das Koloss kam aus dem Nebel hervor. Mir war es nur sehr lieb, daß es die Mutter auch gesehen hat. Es ist doch etwas Großartiges.“ Vielleicht beflügelt das Luftschiff die Hoffnung auf ein Wiedersehen, das nie stattfinden wird. Tatsächlich sind die Familienteile weiter entfernt voneinander denn je, denn aus den einen werden langsam Deutsche, aus den anderen Deutschländer: „Bester Bruder“, schreibt Urgroßtante Marie Werner, „du würdest dich wundern, wenn du jetzt einmal nach deiner alten Heimat kämst, du würdest dich nicht mehr gut zurechtfinden.“

Es ist nicht viel, was Diva über ihre böhmischen Wurzeln erfahren konnte, und so geht ihre Verbindung nach „draußen“ vor allem durch den Magen. An Weihnachten backen Diva und ihre Mutter Plätzchen, aus verquirlten Eiern, Hirschhornsalz, Zucker und Mehl. An Ostern rösten sie Erdnüsse in Zuckersud und füllen sie in ausgeblasene Eier oder spitz zulaufende Krepppapier-Tütchen, die aussehen wie Mohrrüben. Ansonsten macht sie herrlichen Kässchmier, „chimia“, gestöckelte Milch, die es im südlichen Brasilien manchmal im Supermarkt zu kaufen gibt. „Típo quark“ steht dann auf den 500-Gramm-Bechern im Kühlregal. „Fria die hon Zuckra<sup>20</sup> gepresst“, erzählt Mutter Lina während sie von einer Kanne Milch heimlich etwas Rahm abschöpft und im Kühlschrank verschwinden lässt. Der Milchmann sähe das nicht gerne, aber das gute ist: er sieht es auch nicht. „Un denn hon se die Bria<sup>21</sup> in so'n groß Pann drin gekocht“, erzählt Mutter Lina weiter, „un wenn's mal ingekocht war, dann han se Batate ringedun – ara<sup>22</sup> Ransche ara Bobra ara Seimelona.“ Orangen- und Kürbismarmelade macht Diva heute noch, allerdings muss sie dafür kein Zuckerrohr mehr pressen und anstatt Kartoffeln und Saumelonen verkocht Diva lieber Himbeeren und Erdbeeren, außerdem „tangerinas“ und „uvas“, Mandarinen und Trauben. Manchmal macht sie Obstschmier und verkauft ihn im Freilichtmuseum in Nova Petrópolis und an Weihnachten und Ostern bietet sie dort Plätzchen und Ostereier an. Dann erklärt sie den Touristen aus São Paulo und Rio, dass die Rezepte noch von ihren Vorfahren stammen, und spätestens wenn sie Portugiesisch mit deutschem Akzent spricht, finden die Touristen sie, die Brasilianerin, mindestens so exotisch wie Dirndlschürzen oder Fachwerkhäuser.

<sup>20</sup> Zuckerrohr

<sup>21</sup> Brühe, Saft

<sup>22</sup> oder

## 18. Trotz 8.700 Hektar landlos

Deutsche Trachten und donauschwäbische Häuser meidet João Ribeiro so gut es geht. Als rechtmäßiger Erbe der Balbina-Ländereien sei man in der Deutschensiedlung nicht gerne gesehen, sagt er. Fünf Siedlungen haben die Donauschwaben in Entre Rios errichtet: Jordãozinho, Samambaia, Vitória, der Verwaltungssitz der Kooperative, Cachoeira und - Socorro. Dorthin fährt João Ribeiro gerade mit seinem schwarzen Fiat. Der Feldweg ist eine echte Belastungsprobe für den kleinen Wagen, aber zum Glück hat es die letzte Zeit nicht geregnet und der Weg ist trocken. Je zwei Schlaglöcher umfährt er, in jedes dritte steuert João Ribeiro zielsicher hinein. Er ist ein guter Autofahrer, aber João Ribeiro ist aufgebracht und deshalb nicht bei der Sache. Seinen Fünfzigsten hat er dieses Jahr gefeiert. Er ist ein bulliger Mann, der aufgrund seiner Körpermasse das Lenkrad mehr umarmt denn führt. Sobald ein Fahrzeug entgegenkommt, kurbelt er seine Fensterscheibe nach oben, damit der aufgewirbelte Staub draußen bleibt. Manchmal kurbelt er allerdings erst, wenn der Gegenverkehr bereits vorbei ist. Dann legt sich die eingesperrte Staubwolke wie eine Decke über Fahrer und Armaturenbrett. João Ribeiro bemerkt nichts von seinem sinnlosen Unterfangen, er zetert, wippt unruhig auf seinem Sitz und füllt das kleine italienische Auto mit brasilianischer Präsenz.

„All das gehört den Donauschwaben“, sagt João Ribeiro wütend, während sich beim Vorbeifahren riesige Kornfelder aufblättern wie Fächer. Mit nichts seien die Deutschen hier angekommen. „Damals sind sie mit einem mickrigen VW-Käfer hier hereingefahren, heute bespritzen sie unsere Felder mit Flugzeugen. Sie fliegen mit Flugzeugen, während wir uns im hintersten Winkel mit einer Hacke abmühen.“ Die Weiden der „Paiol de Telha“ waren für João Ribeiro das gelobte Land: „Wir ernteten viel, es gab Unmengen Honig, alles war natürlich. Heute gibt's nur noch Chemie und Gift. Das ist absurd.“ Ihre Schweine trieben sie in die Maisfelder und unter die Obstbäume, damit sie sich an Kolben und überreifen Früchten satt fressen konnten. Es gab weder Grenzsteine noch Zäune. João Ribeiro sagt: „Wir respektierten uns gegenseitig, kannten unser Vieh am Ruf. Manchmal hast du dein Tier vier Tage lang nicht gesehen, dann stand es eben in den Obstwiesen und später hast du es wieder bekommen.“ Vor 40 Jahren machten die Donauschwaben aus dem gelobten Land produktives Land. Bäume, Hecken, Sträucher haben sie entfernt, den Felder-Fleckenteppich zu großen Monoflächen zusammengefasst, damit die Landmaschinen ungestört ihre Bahnen ziehen konnten. Und deswegen, befürchtet João Ribeiro, werde es nie mehr so sein wie früher, selbst wenn er und die anderen ihr Land wieder bekommen sollten.

Seit acht Jahren lebt er und 65 Familien in Socorro direkt hinter den Feldern der Donauschwaben in einem „assentamento“, wie Siedlungen ehemals Landloser genannt werden, die der brasilianische Staat anerkennt. 160 Familien hatten 1997 vor den Weiden der „Paiol de Telha“ kampiert, aus Protest gegen die Landenteignung. 16 Monate hausten sie am Straßenrand unter Plastikplanen, machten die internationale Gemeinschaft auf sich aufmerksam und setzten so die Landesregierung von Paraná unter Druck. Über die nationale Behörde für Besiedelung und Agrarreform, Incra, habe die Landesregierung das Problem auf ihre Weise aus dem Weg geschafft, sagt José Vandresen von der Seelsorge für Landangelegenheiten. „Die Familien, die damals kampierten und in die Welt hinaus schrieten, dass sie ihr Land zurückhaben wollten, wurden einfach auf den Grund der Agrarreform gesetzt“, bemängelt er, „und das inmitten von lauter Deutschen.“ Man habe sie behandelt wie Landlose, obwohl sie Erben von 8.700 Hektar Land seien.

João Ribeiro bremst unvermittelt und hält neben einem Holzpfehl, der in den Wegrand gerammt wurde. „Hier beginnt das Land, das uns Incra zugeteilt hat“, erklärt er, während er den Motor abstellt. „Die Deutschen haben das gute Land, eben und fruchtbar. Uns haben sie den buckligen Rest überlassen, den die Deutschen nicht brauchen konnten.“ Und als müsste er beweisen, dass das Land nichts taugt, lässt er den Motor anspringen, fährt über die staubige Bergkuppe und setzt sein Auto in die erstbeste Kuhle.

## 19. Der Doktor schaut jetzt öfter vorbei

„Unsere Schweine trieben sich in den Früchten herum und wurden schön dick. Jetzt sieh sie dir an, hier sind sie furchtbar dünn geworden!“, sagt Anelita dos Santos und deutet lachend auf das schwarze Tier, das sich gerade grunzend zwischen Hühnern und Hund seinen Weg bahnt. Sie sagt: „Wenn ich die Deutschen sehe, werde ich wütend. Sie leben wie die Made im Speck und wir müssen hier im Dreck abwarten.“ Anelitas Holzhaus steht auf Pfählen, darunter suchen Schweine und Katzen etwas Abkühlung in der Mittagshitze. Die Eingangstür steht weit offen, zwei kleine Kinder drücken sich schüchtern gegen die Bretterwand. „Ich war zwölf, da kamen sie bewaffnet in unser Haus“, sagt die zweifache Mutter und wischt sich mechanisch über den Arm, weil lästige „Borrachudo-Mücken“ zubeißen, sobald sie ruhig hält. „Jeder von ihnen hatte ein Gewehr.“ Damals lebte sie mit ihrer Familie noch auf den Weiden der „Paiol de Telha“. „Einen Bärtigen bat ich, meinen Vater nicht zu vertreiben. Er steckte seinen Gewehrlauf in meinen Mund und herrschte mich an, dass ich zu weinen aufhören sollte, sonst wür-

de er uns alle töten und unser Haus verbrennen.“ Bevor sie fliehen, binden die Eltern ihren Kindern Betttücher und Töpfe auf den Rücken. „Unser Haus haben sie verwüstet, alles, was gut war, verbrannt“, sagt Anelita. Ihr Leben können sie retten.

Es ist nicht mehr João Pinto Ribeiro, der ihnen das Land abgaunert, immer häufiger kommt nun „der Doktor“ persönlich vorbei, um ihnen zu drohen. Manchmal unterstützen ihn Polizeibeamte, manchmal kommt er mit seinen Scharfschützen, um die Bewohner der Weiden einzuschüchtern.

Am 17. September 1974 taucht plötzlich erneut eine Urkunde auf, die belegen soll, dass Polizeikommissar Oscar Pacheco die Weiden der „Paiol de Telha“ rechtmäßig erworben hat. Und anders als in dem Dokument aus dem Jahr 1967 ist die Größe des Landes nun bemerkenswerterweise ausgewiesen: 1.600 „alqueires“. Das entspricht in etwa dem Land, das Dona Balbinas Neffe den befreiten Sklaven Ende des 19. Jahrhunderts überlassen hatte. Und in der Urkunde steht auch, wem Pacheco das Land mittlerweile verkauft haben will: den Donauschwaben, der mächtigen „Cooperativa Agrária Mista Entre Rios“. Zum besagten Zeitpunkt habe Oscar Pacheco neunzig Prozent des Landes erworben und weitergegeben, die fehlenden zehn würden die Donauschwaben noch bis 1975 direkt von den Nachfahren der befreiten Sklaven kaufen – mit deren Einverständnis.

Auf der Landlosensiedlung in Socorro sind mittlerweile die Nachbarkinder zusammengelaufen, ein junger Mann und seine schwangere Frau haben sich Stühle geholt und lauschen gespannt den Geschichten von Anelita dos Santos und Maria Alves. „Klar hat Vater unterschrieben, mit dem Daumen“, bleibt Maria standhaft, obwohl ihr die drei Männer widersprechen, die vor ihrem Haus um einen alten Motor knien und ihn zusammenflicken. „Wir haben gar nichts unterschrieben“, brummt einer der Männer zurück ohne aufzuschauen. „Wir nicht, aber Vater, der weder lesen noch schreiben kann, hat die ganzen Papiere mit seinem Daumen abgestempelt“, antwortet Maria in ihre Richtung und stemmt die Hände in ihre Hüften. Sie sagt: „Pacheco hat überhaupt nicht erklärt, was auf den Papieren steht, er war ja schließlich auf der Seite der Deutschen. Er nahm es den Schwarzen weg und gab es den Deutschen. Er sagte nur: ‚Unterschreib, das ist der Pachtvertrag!‘.“ Der Vater unterschrieb in dem Glauben, das Land für drei Jahre verpachtet zu haben. „Aber es war kein Pachtvertrag, sondern eine Überschreibung des Grundstücks“, sagt Maria und heftet ihren Blick auf ihre Kittelschürze, „sie haben meinen Vater getäuscht und nicht nur ihn, sondern alle, die nicht lesen konnten.“

Alle Familien hätten ihr Land verlassen, sagt José Vandresen von der Seelsorge für Landangelegenheiten. Sie hätten keine Wahl gehabt, weil sie bedroht worden seien. „Diejenigen, die versucht haben sich zu wehren, bekamen den

Dreschflegel zu spüren“, erinnert sich João Ribeiro, „sie wurden damit verprügelt, dann in Handschellen gelegt und abgeführt.“ Sie setzten Kopfgeldjäger auf sie an, verbrannten ihre Häuser und warfen 350.000 Kilo Dünger, 17 Dieseltrommeln und die Sojaernte von knapp 1.000 Hektar Ackerland ins Feuer. „Außerdem zündeten sie unseren Traktor an, einen Massey Ferguson“, sagt Domingos Guimarães, der am längsten von allen durchhielt.

Über zwanzig angeheuerte Kopfgeldjäger beobachteten ihn von einem Campingplatz aus. Tag und Nacht, zwei Jahre lang. Und er beobachtet sie. „Ich ging aus dem Haus, um nachzusehen, was sie genau trieben“, sagt er. „Der Typ muss mich und das Gelände gut gekannt haben. Offensichtlich hat er die Basis der Kopfgeldjäger verlassen und ging an einen anderen Ort.“ Dann fällt der Schuss. „Hier in Brasilien nannten sie ihn Paulo“, sagt Domingos, „er war schon Eliteschütze während des Krieges. Das hatte er mir selbst einmal erzählt. Als ich dort angeschossen wurde, war er plötzlich verschwunden.“ Domingos Guimarães überlebt, es hätte auch anders ausgehen können. „Zwei von uns haben Pachecos Banditen sogar erschossen“, erzählt Anelita dos Santos fast beiläufig, „sie haben sie in eine Plastikplane gewickelt und vergraben. Das ist ganz einfach zu beweisen: Sie liegen auf unserem toten Vetter.“ Domingos zieht an den Rand Guarapuavas, wie schon andere Familien vor ihm und von dort nach São Paulo, als ihm Pachecos Scharfschützen weiterhin nachstellen. Die Weiden der „Paiol de Telha“ sind leer.

## 20. Vermischen, der Gesundheit zuliebe

„Unser größtes Problem im Gesundheitssektor ist der Alkoholismus“, sagt Danusa Broseghini, Leiterin des staatlichen Gesundheitsamtes in Domingos Martins, ohne nachzudenken. „Er ist die Ursache für viele Probleme: häusliche Gewalt, Verwahrlosung, Verkehrsunfälle und er ist der Einstieg in andere Drogen.“ Vor fünfzehn Jahren hätte Danusa Broseghini „Hautkrebs“ gesagt, denn damals gab es keine Früherkennung in der Region. „Die Betroffenen bekamen keinerlei Unterstützung“, sagt sie, „unser Krankenhaus machte und macht keine Hautkrebsbehandlung, also mussten die Leute nach Vitória oder sonst irgendwo hin. Aber in der Regel war es ohnehin zu spät.“ Als die ersten Bilder der krebserkrankten Pommern in die Öffentlichkeit kamen, war man entsetzt. Klara Haese war zu diesem Zeitpunkt schon einiges gewohnt. Sie arbeitete damals wie heute beim „posto de saúde“ in Melgaço im Landkreis Domingos Martins, eine Art staatliche Erste-Hilfe-Einrichtung, in der sie Patienten untersucht und wenn nötig an Spezialisten weitervermittelt. Wenigstens macht sie das heute so, früher seien die Leute nicht

behandelt worden, sagt Klara Haese. „Viele haben große Wunden gehabt an de Beine, an de Arme und auch em Gesicht, bis sie dann gestorben sind.“ Unter der Woche geht sie um sieben in die kleine Behandlungsstation, um zwölf eine Stunde Mittagspause, danach geht's weiter bis vier. Und falls sie gerufen wird, kommt sie auch am Wochenende, obwohl sie 71 ist und ein wenig Erholung dringend brauchen könnte. Aber sie hat es wenigstens nicht weit. Von ihrem Haus kann sie den Behandlungsraum beinahe sehen. Sie wohnt am Fuß eines bewachsenen Hügels, der „posto“ steht am Hang.

Noch immer kommt es vor, dass die Pommern nicht richtig behandelt werden – wie Helmut Eggert. Über drei Jahre beschwichtigt ihn sein Arzt, kann nichts Bedrohliches an der kleinen Wunde im Lidwinkel erkennen. „'Da ist nichts!’, hat er gesagt“, erzählt Helmut, „denken Sie etwa das ist Krebs? Nicht doch, machen sie sich keine Sorgen, Helmut, das hier ist nur eine kleine Entzündung. Die geht wieder vorbei!’.“ Helmut Eggert vertraut ihm, bis die Wunde so groß ist, dass selbst jeder Laie den Krebs diagnostizieren kann.

„Vor kurzer Zeit ist hier ein Sohn gewesen, der wohnt hier unne“, erzählt Klara Haese, „er hatte eine Wunde auf'm Fuß. Der Arzt hat etwas herausgeschnitten, aber kein Exame<sup>23</sup> daraus gemacht.“ Der Patient kam ein zweites Mal, wieder wird er operiert, wieder wird das herausgeschnittene Gewebe nicht untersucht. „Als ich das gesehen habe, hab ich gesagt: ‚Du darfst das aber nicht so lassen! Du musst nach nem richtigen Arzt gehen!’.“ Der junge Mann hält sich an den Ratschlag. Das Gewebe wird untersucht, die Ärzte stellen Krebs fest. „Zuerst haben sie ihm die ganze Haut aufgetrennt und große Teile herausgeschnitten“, erzählt Klara Haese weiter. Aber der Krebs saß bereits zu tief im Fuß. „Da mussten sie ihm das Bein abmachen.“

Solche Schicksale sind mittlerweile nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme, denn seit 15 Jahren machen die Leute in Melgaço eine jährliche Krebsvorsorge. Das Programm beschränkt sich nicht nur auf Domingos Martins. In zehn weiteren Provinzstädtchen haben die zuständigen Gesundheitsämter das Programm eingeführt – in Vila Pavão und Vila Valério, Itarana, Itaguaçu, Afonso Cláudio, Laranja da Terra, Santa Maria de Jetibá, Baixo Guandu und São Roque do Canaã, überall dort, wo viele Pommern leben. Alle vier Wochen setzt sich von Vitória aus ein Helfertross in Bewegung: drei Dermatologen und 15 Medizinstudenten. Die städtischen Gesundheitsämter stellen Assistenten, Kombis, Medikamente und Geräte. Für kleinere Städte manchmal ein Kraftakt, lamentiert Danusa Broseghini vom Gesundheitsamt in Domingos Martins. 2002 sollte Geld von der Lan-

<sup>23</sup> von port. *exame*: hier Gewebeuntersuchung

desregierung kommen, darauf warten sie noch heute. Sie sagt: „Die Landesregierung weiß, dass wir das spezielle Problem des Hautkrebses haben. Aber wir sind eine kleine Stadt, wir sind hier mitten in den Bergen und leider haben größere Städte andere Probleme als wir, zum Beispiel Gewalt. Tja, und leider fließt das Geld eher in die großen Städte wie Vitória oder Vila Velha.“

Letztes Wochenende hat Dermatologe Roberto Pagung 300 Patienten in Afonso Cláudio untersucht. Er führt das Lebenswerk fort, das Doktor Carlos Cley vor rund 15 Jahren begonnen hat. Ein Patient in Afonso Cláudio hatte schwarzen Hautkrebs. „Würden wir darauf warten, dass dieser Patient nach Vitória kommt, um sich behandeln zu lassen, er würde mit ziemlicher Sicherheit nicht kommen und innerhalb von sechs Monaten sterben“, sagt der junge Arzt, der selbst von Pommern abstammt. Die pommerschen Kleinbauern seien heute noch hilflos. „Sie sind sehr verschlossen, schüchtern, schämen sich für jede Kleinigkeit. Sie trauen sich nicht, fremde Menschen anzusprechen, geschweige denn, ein Gespräch mit ihnen zu führen. Lieber verstecken sie sich zu Hause.“

Die Praxis des jungen Dermatologen ist im zehnten Stock eines Hochhauses, in der mondänsten Ecke der Hauptstadt Vitória. Er trägt blonde Strähnchen im Haar, die oberen Kragenknöpfe seines modisch geschnittenen Hemdes stehen offen und seine Ärmel hat er leger nach oben gekrem-pelt. An seinem Mittelfinger sitzt ein dicker silberner Ring. Von seinen Fenstern aus blickt Roberto Pagung direkt auf die wichtigste Straße der Stadt, die „Reta da Penha“. In seinem Sprechzimmer hat alles seinen festen Platz, der Raum wirkt geordnet, strukturiert, aber nicht allzu zweckmäßig. Wenn er in die Provinz fährt, sieht seine Praxis anders aus: ein Kirchenschiff, ein Zelt oder ein Gemeindehaus, Hauptsache ausreichend Platz für drei- bis fünfhundert Leute, die sie an einem Wochenende durch die Untersuchung schleusen. „Es geht ein wenig zu wie in einem Feldlazarett“, sagt Roberto schmunzelnd. Er sitzt hinter seinem Schreibtisch und während er spricht, zeichnet er mit seinen großen Händen Luftbilder ins Sprechzimmer. „Es gibt einen riesigen Raum mit einem Haufen Trennwände, aber es sind ja auch nur kleine Eingriffe, die wir vornehmen.“

Bei zehn bis fünfzehn Prozent der Patienten stellt er Hautkrebs fest. „Wir sind sehr direkt zu unseren Patienten. Wir sagen: ‚Das ist Hautkrebs, den machen wir weg und damit ist Ihr Problem gelöst!‘“ Verhindern könnten die mobilen Ärzte mit ihrer Untersuchung den Hautkrebs allerdings nicht, nur frühzeitig erkennen. Letztlich hätten die Pommern nach ihrer Ankunft in Brasilien falsche Entscheidungen getroffen, sagt Roberto Pagung. „Als sie aus Deutschland, aus dem Norden, kamen, hatten sie noch die Angewohnheit, geschlossene Kleidung zu tragen. In der Hitze haben sie diese mit

der Zeit verloren.“ Jetzt müssten sie sich an die alte Kleiderordnung wieder gewöhnen. Und dann fügt er nachdenklich hinzu: „Die Pommern heiraten noch immer untereinander. Ich möchte nicht sagen, dass sie noch ihre Angehörigen heiraten, aber sie vermischen sich kaum mit anderen Rassen.“ Die Haut bleibt hell und anfällig. So hat die selbst gewollte Isolation die Pommern ein Stück weit krank gemacht.

## 21. „Halbschwarze und so etwas“

„Wir waren in Nova Petrópolis zu 96 Prozent deutschstämmig“, sagt Pastorentochter Ilse Evers und so wie sie das sagt, weiß man nicht, ob sie diesem Zustand nachtrauert oder nicht. Vor einigen Jahren haben die Zeitungen das Leben in den südbrasilianischen Provinzen entdeckt und darüber berichtet – sie beschreiben ein Paradies, in dem es Arbeit, Schulen und wenig Kriminalität gibt. Die Industriellen hatten ihre Kleidungs- und Schuhfabriken in der Umgebung hochgezogen, sie brauchten Arbeitskräfte und die wandern daraufhin aus allen Ecken Brasiliens zu. „Und das sind natürlich Gemischte, Schwarze und Halbschwarze und so etwas“, sagt Ilse Evers, ohne die Stimme abzusenken, jetzt sehe man hier schon oft deutsch-brasilianische Hochzeiten. „Schon“, sagt sie, obwohl der erste deutsche Einwanderer vor knapp 150 Jahren nach Nova Petrópolis kam. Wenn es nach ihr ginge, sollte für diese Art gesellschaftlicher „Experimente“ noch etwas Zeit vergehen. Sie sagt: „Die Indianer hatten ihren eigenen Lebensstil, die Neger auch, und die Lutos waren die Herren des Landes. Noch bis vor 50 Jahren trugen die portugiesischen Männer lange Fingernägel, um zu zeigen, dass sie nie die Hand schmutzig machen. Das brauchte man nicht als Herrscher des Landes.“ Das pralle auf die deutsche Mentalität, auf ihren Fleiß, ihre Arbeitslust, von der Ilse Evers felsenfest überzeugt ist, dass sie eine Besonderheit der Deutschbrasilianer ist. „Wie sich das ausgleichen wird, weiß ich nicht“, sagt sie.

„Wir Deutschbrasilianer haben unsere Pflicht erfüllt“, schnaubt Renato Seibt, der Hobbyhistoriker. In Nova Petrópolis nennen sie ihn Renatão, Big Renato, wobei nicht ganz klar ist, ob der Spitzname eine Ehrerbietung an sein Geschichtswissen ist oder eher ein Hinweis auf seine Körperfülle. Nicht genügend integriert, was das überhaupt heißen sollte, will er wissen, ohne eine Antwort abzuwarten. „Als die Deutschen hier ankamen, hat die brasilianische Intellektualität die Franzosen nachgeäfft“, sagt er. Der Handel sei in britischer Hand gewesen. „In was integrieren?“, echauffiert er sich. Wofür hätte man für eine solchen Gesellschaft die eigenen Traditionen aufgeben sollen? „Nur weil ich nicht alles wegwerfen will, was ich geerbt habe, heißt das nicht, dass ich mich nicht integrieren will!“ An Integrationswillen



habe es jedenfalls nicht gefehlt, beendet Renato Seibt seine Wortwelle, die seit Minuten über sein Gegenüber schwappt. Höchstens von einem Identifikationsproblem könne man reden, eröffnet er seinen Monolog erneut, deutet aber durch Satzpausen an, dass diesmal Interventionsmöglichkeit besteht. Er sagt: „Die Leute wussten erst nicht, was sie eigentlich sind. Sie werden erst nicht als Brasilianer angesehen, aber Deutsche sind sie auch keine mehr.“ Er für sich, sehe da klar. Er sei Brasilianer - deutscher Abstammung. Nun ja, wenn die deutsche Nationalelf auf die brasilianische treffe, dann müsse man aufpassen. „Wie sagt man“, fügt er noch an, „zwischen die Gitarre und die Mandoline tut mein Herz schwanken.“

## 22. Landlos in Österreich

Fleißig sind die Deutschen, da stimmt Domingos Guimarães mit Ilse Evers überein. „Sie sind sehr produktiv. Aber sie respektieren die Rechte der anderen nicht, die sie selbst für sich beanspruchen. Was sie in die Hände nehmen, gelingt. Aber sie sind Banditen.“ Nur so kann er sich erklären, warum die Donauschwaben bis heute ihm und den anderen Nachfahren die paar Hektar Land nicht zurückgeben wollen, die ihnen Balbina einst vermacht hat. Stattdessen hätten ihn die Donauschwaben von seinem Stückchen Land vertreiben lassen.

Vor dem Krieg lebten die Donauschwaben mit den anderen Tür an Tür, freundschaftlich verbunden. In der neuen Heimat Jugoslawien waren die 500.000 Donauschwaben eine kleine Minderheit der insgesamt 14 Millionen Einwohner. Von über zwölf verschiedenen Völkern im Land waren Kroaten und Serben die größten.

Als am 6. April 1941 die deutsche Wehrmacht Belgrad bombardiert, ändert sich das freundschaftliche Verhältnis. An der Seite der Wehrmacht kämpfen die Ustaše, Kroatiens Klerikalfaschisten, verfolgen Juden, Muslime und Serben. Am 16. September 1941 befiehlt Hitler, künftig für jeden gefallenen oder verwundeten deutschen Soldaten fünfzig bis hundert Feinde zu töten. Ein Freibrief für den Mord an Gefangenen, dem nicht nur jugoslawische Partisanen zum Opfer fallen. Aber es sind vor allem sie, die sich dafür rächen, an deutschen Soldaten – und den Donauschwaben, die allzu oft mit Hitlers Wahnvorstellungen sympathisieren. Tausende Donauschwaben fliehen vor den so genannten Tito-Partisanen und als 1944 die Rote Armee immer näher rückt, verlässt, wer kann, die neue Heimat. „Als sie aus Jugoslawien geflüchtet sind, mussten sie alles liegen lassen. Sie sind nach Österreich gekommen und haben nichts gehabt“, sagt Lore Schneiders von der Kulturstiftung in Entre Rios. Nur das allernötigste konnten sie auf Ross-

wagen packen. Allein 630.000 Hektar Land der Donauschwaben gehen als „Verfügungsmasse“ in der kommunistischen Landreform auf. Die Flucht wird zum umgekehrten Schwabenzug. 500.000 gehen zurück nach Deutschland, rund 130.000 finden in Österreich eine neue Heimat, darunter auch Lore Schneiders' Eltern. Rund 200.000 bleiben in Jugoslawien, weil sie die rasch durchziehende Rote Armee überrumpelt, oder sie nicht fliehen können oder wollen. Sie geraten unter die Herrschaft der Tito-Partisanen, die tausende Männer im wehrfähigen Alter erschießen, zehntausende donauschwäbische Frauen, Kinder und Alte in Lagern vernichteten.

Lore Schneiders beschäftigt sich beruflich mit dem Schicksal ihrer Landsleute, aber wenn sie die Geschichte der Donauschwaben erzählt, erzählt sie gleichzeitig ein Stück Familiengeschichte. Ihre Eltern bleiben sieben Jahre in Österreich, dann brechen sie erneut auf. „Sie waren ja immer noch Bauern gewesen und wollten auch Bauern bleiben“, sagt Lore Schneiders. In Österreich hatten sie jedoch kein Land. „Viele wohnten bei anderen Bauern, in Schulen und Auffanglagern.“ In einem Land, in dem der wirtschaftliche Aufschwung langsam zu spüren ist, sind Subsistenzwirte ohnehin Bremsklötze. Brasilien hingegen ist interessiert an den Weizenbauern, um sich schrittweise unabhängig zu machen von Getreideimporten aus Europa und Nordamerika.

### **23. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder...**

„Die Donauschwaben haben viel mehr als nur dieses Stückchen Land. Für sie ist das ein Nachtlisch“, sagt Ana da Cruz. Was sind schon drei- bis vier-tausend Hektar im Vergleich zu 156.000, die den Donauschwaben niemand streitig machen möchte. „Ein Aperitif“, korrigiert sie sich, froh, einen besseren Vergleich gefunden zu haben. Vor acht Jahren ist sie nach Guarapuava zurückgekehrt, ist mittlerweile die Stimme der Nachkommen der befreiten Sklaven in Socorro. Gerade eben trägt sie hochehobenen Kopfes eine Neugierigkeit durch die Straßen, die sie mehr als amüsiert: „Habt ihr gehört, nicht mal mit einer Deutschen wollten sie über die Weiden der ‚Paio de Telha‘ reden, nicht mal mit einer Deutschen!“

„Da weiß ich nichts, da kann ich nichts sagen“, hatte Lore Schneiders, die Leiterin der donauschwäbischen Kulturstiftung, die Frage nach dem Streit über die Weiden der „Paio de Telha“ offen gelassen und auf den Pressesprecher Manoel Godoy verwiesen. Das war ein paar Stunden vor Anas Triumphzug durch die Siedlung in Socorro. Dann hatte Lore Schneiders auf die nächste Frage gewartet und war erleichtert, als sie sich wieder den Jahren nach 1975 zuwenden konnte. Manoel Godoy ließ zunächst das Aufzeichnungsgerät abstellen und verwies auf die Direktoren. Die ihrerseits ließen ausrich-

ten, sie bräuchten ein paar Monate Vorlauf, wenn man wieder nach Brasilien kommen sollte und weiterhin Interesse an der Geschichte bestünde, könne man sich gerne wieder melden. Ein Telefoninterview von Deutschland aus? Nein, sagte Pressesprecher Manoel Godoy noch zum Abschied, das sei leider nicht möglich, nur ein Interview vor Ort. Man solle das verstehen.

Seit geraumer Zeit äußert sich die Kooperative nicht mehr zum Thema. Sie sehen sich als die rechtmäßigen Käufer der Weiden „Paiol de Telha“. Trotzdem haben sie vorgebaut, falls sich die Urkunde aus dem Jahre 74 doch als wertlos herausstellen sollte. 1981 wendet sich die Kooperative deshalb an die Justiz in Guarapuava mit der Bitte, sie möge das Land der Kooperative zuerkennen, weil sie es über Jahrzehnte bewirtschaftet hat. Zehn Jahre später entscheidet das Gericht zugunsten der Kooperative und trägt sie als rechtmäßigen Eigentümer der Weiden ins Grundbuch ein. „Aber der Prozess ist eine Farce“, sagt José Vandresen von der Seelsorge für Landangelegenheiten. Der Richter, der hauptsächlich mit dem Fall betraut ist, heißt Amoriti Trinco Ribeiro und ist der Sohn des João Pinto Ribeiro, der sich 1967 unter zweifelhaften Umständen das Land angeeignet und an Polizeikommissar Oscar Pacheco weiterverkauft hat. „Kurz vor der Urteilsverkündung nominiert er einen anderen Richter“, sagt José, „damit der Betrug nicht allzu offensichtlich wird.“ Die Unterschrift leistet ein Richter aus dem benachbarten Gerichtsbezirk Pinhão, angeblich ein Freund der Familie Ribeiro.

Mittlerweile war der Streit um die Weiden schon bei der Bundesanwaltschaft in Brasília. Sie untersuchte den Vorgang, bestätigte Unregelmäßigkeiten und verwies den Prozess erneut an den Bundesstaat Paraná. José Vandresen ist erleichtert: „Der Prozess ging nicht mehr nach Guarapuava zurück, weil wir glaubhaft machen konnten, dass der hiesigen Justiz nicht vertraut werden kann. Weder sie noch die Polizei Staatsanwaltschaft aus Guarapuava sind unparteiisch. Sie sind parteiisch.“ Der Prozess liegt in Londrina, weit entfernt von Guarapuava. Der zuständige Staatsanwalt hat sich angekündigt und will nach Socorro kommen. Das habe es noch nie gegeben, sagt José. Bisher wären die Staatsanwälte nie daran interessiert gewesen, was die Nachfahren der elf befreiten Sklaven zu sagen hätten. Die Erben Dona Balbinas haben wieder Mut geschöpft und Wortführerin Ana da Cruz glaubt fest daran, dass sie die Weiden zurückbekommen werden: „Wir sind stärker als nie zuvor. Wie sind Brasilianer, wir sind schwarz und wir werden auf keinen Fall mehr aufgeben, niemals!“

Inmitten ihrer fünf Kolonien haben die Donauschwaben 1967 eine Marienkapelle errichtet. Sie sei die etwas verspätete Einlösung eines Versprechens, sagt Lore Schneiders von der Kulturstiftung der Donauschwaben, „weil s’is versprocha wora, wenn wir irgendwo widda hinkumma, wo mir kenna in Frieda leba, wo wir kenna für unsre Kender für de Zukunft sorga,

dann baue ma a kloane Kapell.“ Über sechzig Jahre sind vergangen, seit ihre Eltern aus den Kriegswirren Jugoslawiens geflohen sind. Jedes Jahr machen die Donauschwaben im Oktober eine kleine Wallfahrt zur Kapelle. Sie haben eine neue Heimat gefunden, es geht ihnen wirtschaftlich gut – sie leben nicht im Krieg, in Frieden leben sie trotzdem nicht.

## 24. Mutter stirbt auf Seite drei

Während des Ersten Weltkrieges bricht der Kontakt zur Mutter und den drei Geschwistern in Böhmen ab, „durch diesen entsetzlichen Krieg“, wie Diva Hillebrands Urgroßonkel Josef am 26. Dezember 1919 an seinen Bruder Heinrich schreibt. Es ist der erste Brief nach fünf Jahren. 42 Jahre sind vergangen, seit Heinrich mit seinem Vater Eduard Langenau verlassen hat, aus Eduard wurde Eduardo, aus Heinrich Henrique. „Wie ist es euch ergangen in dieser Zeit?“, fragt Josef. Dann schreibt er weiter: „Uns ist es sehr schlecht ergangen, schon im ersten Herbst dieses Krieges haben wir die Lebensmittel abgeteilt bekommen [...] Von der Behörde war vorgeschrieben wöchentlich 1¼ Kilo Brot, ½ bis 1 Kilo Mehl“, dann fügt er noch in Klammern hinzu: „das Mehl war aber manchmal schlechter als zu Friedenszeiten das Schweinmehl, und in das Brot war allerhand Dreck reingebacken, nämlich gemahlene Haferspreu, Kastanien, auch Sägespäne.“

Vielleicht hatte er vergessen, was sein Bruder von Beruf ist, Josef lässt in seinem Brief jedenfalls keinen Zweifel daran, was er von den Bauern seines Landes hält. Für ihn sind sie Kriegsschmarotzer, die mit Wucherpreisen im Schleichhandel rücksichtslos Geld machen und die Industriearbeiter um ihre letzten Ersparnisse bringen. Drei Seiten schreibt er über Zucker-, Fett- und Butterpreise, über Lebensmittelschmuggel und Schwarzmärkte im Oberland, dann notiert er am Seitenende: „Unsere Mutter ist heuer im Januar 1919 an Altersschwäche gestorben. Sie war im 88sten Jahr.“ Auf der nächsten Seite erkundigt er sich nach dem Befinden seines Vaters. „Wenn er noch lebt“, bittet er seinen Bruder, „sage ihm die besten Grüße.“ Zu diesem Zeitpunkt ist Eduard Jahnel über drei Jahre tot.

Dreißig Jahre später kommen dicht hintereinander vier Briefe in Brasilien an. Sie gleichen inhaltlich Josefs Brief. Diesmal ist es Marie Werner, die sie abschickt, nicht mehr aus dem Sudetenland in der Tschechoslowakei, sondern aus dem Brandenburgischen. Und diesmal richtet sie die Briefe an die Kinder Heinrichs, es sind ihre Nichten und Neffen, sie nennt sie „Cousine“ und „Cousin“. Ihre neue Adresse verrät nichts darüber, unter welchen Umständen sie von der Tschechoslowakei nach Deutschland kam. Aber nach dem Zweiten Weltkrieg werden die Sudetendeutschen „vertrieben“, sagen

die Kritiker Tschechiens, „ausgewiesen“ die Verteidiger. Unbestritten ist: Zum ersten Mal lebt Marie Werner tatsächlich in Deutschland. Ein Glücksfall für Diva Hillebrand, den sie nicht richtig begreift. Langenau heißt Skalice, Haida mittlerweile Nový Bor, sie hat nichts aus dem damaligen Böhmen, keinen Straßennamen, keine Hausnummer, nur ein Foto vom damaligen Haus der Familie. Über das neue Zuhause weiß sie alles: Ort, Straße, Hausnummer. Es wirkt wie eine Aufforderung, was Marie Werner am Ende ihres allerletzten Briefes niederschreibt: In geschwungenen Lettern steht dort noch einmal ihre komplette Adresse.

Marie Werners Briefe sind Dankesbriefe. „Kamma sich gar net vorstelle, was die alles mitgemacht hon“, sagt Diva Hillebrand und stützt ihren Kopf in die Hand. Ihre Großmutter konnte es sich vorstellen und half. Nach dem zweiten Weltkrieg schicken Heinrichs Kinder ein Paket mit Reis, ein Paket Schmalz, eines mit Leberpastete und ein Paket Linsen. Jedes wiegt fünf Kilo. Es ist nicht das erste Mal und weitere „Liebesgaben“, wie Urgroßtante Marie Werner sie nennt, werden folgen. Divas Mutter Lina erinnert sich: „Mei Mamma hat manchmol gsaht: ‚Mechte die das aach kriehn, wer wees, wer das kriaht?‘.“ Trotz Zweifel, die Pakete kommen an. Marie Werner bedankt sich dafür. Sie schreibt, vier Pakete seien „über Schweden in gutem Zustand angekommen“. Diva rutscht ein paar Zeilen nach unten und liest: „Die Leberpastete und der Schmalz sind in solcher feiner Qualität, wie ich dieselben“, an dieser Stelle fehlt ein Stück des Briefes und sie muss sich durch Satzketten hangeln: „Jahren nicht mehr gegessen habe. [...] mir mit diesen Liebesgaben wieder [...] geholfen und Euch allen meinen lieben [...] nicht genug dafür danken.“

Es ist Paulo Evers, der die Pakete von Nova Petrópolis in die sowjetische Besatzungszone schickt, Divas Familie ist damit überfordert, der Pastor ist ein erfahrener Mann. „Liebesgaben“ verschickt er nicht zum ersten Mal. Die Nachrichten über das Elend in Europa hatten den deutschen Pastor sofort nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mobilisiert. Er organisiert eine Hilfsaktion, zunächst in kleinem Stil. „Die Bauern hier waren ja selbst alle bettelarm“, sagt Ilse Evers, „aber nach einigem Hin und Her hieß es: ‚Wir haben etwas, was die drüben brauchen: Fett, Schweinefett!‘.“ Jeder hatte Schweine zuhause, jeweils am Schlachttag zweigen die Bauern ein Blech Schweinefett für Deutschland ab. Sie sammeln es in großen Tonnen. „Für uns Kinder war das interessant, wie der Schmied den Deckel oben zulötete“, erinnert sich Ilse Evers, „und dann wurden die Tonnen auf den Schweine-Caminjau<sup>24</sup> aufgeladen.“ Über Porto Alegre kommt die Hilfe nach Deutsch-

<sup>24</sup> von port. *caminhão*: Lastwagen, Transporter

land. Später wird die Hilfsaktion auf ganz Brasilien ausgeweitet. „Das war tragisch drüben, die Leute starben vor Hunger und wir hatten das in den Nachrichten gehört“, sagt Ilse Evers. Vor allem zwischen 1946 und 1948 schicken Brasilianer Mehl, Reis, Wäsche, Kaffee, alles, was sie entbehren können. Tag und Nacht füllen Frauen in den Kirchengemeinden Pakete. Die 16-jährige Ilse Evers beantwortet Dankesbriefe aus Europa. Und natürlich bekommt die brasilianische Hilfsaktion einen Namen: SEF, „Socorro à Europa Faminta“, „Hilfe für das hungernde Europa“. „Wenn man denkt“, sagt Ilse Evers, „wir armen Brasilianer haben dem hungernden Europa Hilfe geschickt! Das weiß kein Mensch mehr.“

## 25. Warten auf die Deutschländer

Insgesamt wüssten die Deutschländer nicht viel über sie, glaubt Diva Hillebrand. Sie merkt das, wenn Touristen aus Deutschland zu ihr ins Freilichtmuseum kommen und völlig baff sind, dass sie, die kleine Frau mit der hellen Haut und dem etwas verhaltenen deutschen Wesen, eine Brasilianerin sein soll, dass es Menschen wie sie in Brasilien überhaupt gibt.

Ob ihre Verwandten in Deutschland etwas von ihrer Existenz wissen? Sie würde gerne etwas über ihre Herkunft, ihre Wurzeln erfahren, obwohl genügend Geschichten durch die Gegend geistern, über Deutschbrasilianer, die ihre deutschen Verwandten mühevoll ausgegraben haben und dann doch vor verschlossener Tür standen. Viele Deutsche würden den Kontakt mit den brasilianischen Angehörigen meiden, oft aus Angst, die „armen“ Verwandten könnten Ansprüche stellen. Diva weiß nicht einmal, welche Ansprüche sie stellen könnte. Sie ist zufrieden, ihre Schwester und ihre Eltern wohnen in ihrer Nähe, sie hat ihren Hof, ihre Berge, den Regen, der, wenn er einmal kommt, wie dicke Schnüre vom Himmel fällt. Brasilien ist ihr Zuhause. Sie glaubt nicht, dass sie je nach Deutschland reisen könnte, ihre weiteste Reise ging ins benachbarte Santa Catarina. Aber vielleicht könnten die deutschen Verwandten bei ihr vorbeisehen, beim nächsten Familienfest beispielsweise, damit sie sie einmal kennen lernen und mit ihnen sprechen könnte. „Das wär mein Wunsch, ja das wär mein Wunsch“, sagt sie und fügt dann leise hinzu: „Leicht isses vielleicht net, aber misset doch grad so die Verwandte sinn wie hier aach.“

## 26. Danke

Ein herzliches Dankeschön geht an Ana, Gil, Joãozinho, Jozi und Zinha sowie die Familien Hillebrand und Grings, deren Hilfsbereitschaft und

Gastfreundschaft unbezahlbar war, außerdem an Célia Weber, Gisela Spindler, Blásio Bervian, Glaci Sieben und Joel Velten. Dank auch den Mitarbeitern von RCP - TV Paranaense und den vielen, vielen Gesprächspartnern, die mir in Brasilien ihre Zeit, meist sehr viel Zeit, geschenkt haben. Ein aufrichtiges Dankeschön geht nicht zuletzt an Ute Maria Kilian und die Heinz-Kühn-Stiftung – sie haben mir die Reise erst ermöglicht. Muito obrigada, valeu!